

DER FELS

Walter Kardinal Brandmüller:
Ostern – nicht Vergangenheit,
sondern Gegenwart

163

Monika Born:
Entsakralisierung in der Sicht
auf das Weihepriestertum

165

Gerhard Ludwig Kardinal Müller:
Ist die Versammlungsfreiheit schon
in der Demokratie gefährdet?

186

Katholisches Wort in die Zeit

55. Jahr Juni 2024



INHALT

Walter Kardinal Brandmüller:
Ostern – nicht Vergangenheit,
sondern Gegenwart 163

Monika Born:
Entsakralisierung in der Sicht
auf das Weihepriestertum 165

Heinrich Wiedel:
Jean-Marie Vianney – Der größte
Beichtvater des 19. Jahrhunderts 166

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
„Gefährlicher Katholikenführer“ 169

Prälat Ludwig Gschwind:
Der Alltag des Kirchenjahres 170

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Glas. Licht. Bibel 172

Prof. Dr. Reinhold Ortner:
„Doch am größten ist
die Liebe“ (1Kor13,13) 176

Diakon Raymund Fobes:
Blühe, wo du von Gott
gepflanzt bist 178

Ursula Zöller:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Alexis de Tocqueville 180

Prof. Dr. Hubert Gindert:
„Gesundheit und Psyche in Gefahr“ .. 181

Christina Agerer-Kirchhoff:
Ein Festtag für das Leben
in München 182

Gerhard Ludwig Kardinal Müller:
Ist die Versammlungsfreiheit schon
in der Demokratie gefährdet? 186

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Fünfundsiebzig Jahre
Grundgesetz 187

Auf dem Prüfstand 188
Veranstaltung 190

Impressum „Der Fels“ Juni 2024 Seite 191
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Petrus und Paulus

1587-1597, Barcelona, Katal. Kunstmuseum, Kat
81, El Greco, D. Theotokópoulos, Jose Gudiol,
Weber Genf, 1973, S. 133

Foto- und Quellennachweise: Seite 189

Liebe Leser,

wir haben an Ostern gefeiert, dass Christus von den Toten auferstanden ist. „Das ist die grundlegende Botschaft der Kirche. In ihr gründet die Hoffnung auf das unzerstörbare Leben über Grab und Tod, über Krankheit und alles Elend hinaus. Gott ist ein Gott des Lebens, das haben wir zu bezeugen!“ So Bischof Voderholzer in seiner Osterbotschaft. Bischof Hanke fügt hinzu: „Heute findet diese unglaubliche Botschaft, dass Jesus auferstanden sei, selbst bei Getauften kein sonderlich großes Echo mehr“. Das Ostergeschehen begleitet aber die Christen das ganze Jahr hindurch:

Christi Himmelfahrt erinnert die Gläubigen an den Auftrag, die Botschaft des Auferstandenen weiterzutragen.

An Pfingsten sendet Christus den Heiligen Geist – die Kirche öffnet sich über Jerusalem hinaus und wird zur Weltkirche.

Fronleichnam setzt mit dem Auftrag des Gründonnerstags: „Tut das zu meinem Gedächtnis“ eine bleibende Erinnerung an ihn.

Dass Christus ein Gott des Lebens ist, haben wir zu bezeugen, weil heute nicht mehr klar ist, wann das menschliche Leben beginnt und wie es zu schätzen ist. Sogenannte „wissenschaftliche“ Kommissionen empfehlen die Tötung ungeborener Kinder und wollen den gesetzlichen Schutz für sie streichen. In der Leihmutterchaft wird das Kind zur Ware degradiert. Insofern ist die vatikanische Erklärung zur Menschenwürde (Dignitas infinita – unendliche Würde) vom 8. April 2024 überfällig. Sie lehnt Leihmutterchaft und medizinische Geschlechtsumwandlung ab. Sie bleibt bei ihrem Nein zur Abtreibung und Sterbehilfe und erinnert den Staat an die Pflicht zur Verteidigung der von Gott gegebenen Menschenwürde.

Die vatikanische Erklärung stellt alle Verstöße gegen die Menschenwürde vor Augen: Ausbeutung von Arbeitern, Menschenhandel, sexuellen Missbrauch innerhalb der Kirche und in der übrigen Gesellschaft, Gewalt gegen Frauen, Krieg und Todesstrafe. Die vatikanische Erklärung zur „unendlichen Würde“ stützt sich auf die Gottebenbildlichkeit des Menschen und auf allgemein gültige ethische Prinzipien.

Die Erklärung des Vatikans verpflichtet Staaten und Regierungen die allgemeinverbindliche Idee der Menschenwürde zu verteidigen. Es sei „die Pflicht der Staaten, die Menschenwürde nicht nur zu schützen, sondern auch jene Bedingungen zu gewährleisten, die notwendig sind, damit sich die Menschenwürde in der ganzheitlichen Förderung der menschlichen Person entfalten kann“. Die Achtung der Menschenwürde sei die „unverzichtbare Grundlage für die Existenz jeder Gesellschaft, die den Anspruch erhebt, sich auf ein gerechtes Recht und nicht auf Macht zu gründen“.

Die vatikanische Erklärung findet naturgemäß, ein geteiltes Echo. Jene, die schon bisher für die „liberale“ Lockerung des Lebensschutzes Ungeborener und der in der Gesellschaft hilflosen Schwachen eingetreten sind melden sich zu Wort gegen diese Erklärung.

Mit den besten Grüßen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

OSTERN – nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart

»In so vielen Predigten ist denn auch von Glaubenswahrheiten, sittlichen Normen des Evangeliums kaum mehr die Rede. Ist das nicht ein Verrat – ein wortloser Verrat? ‚Da verließen ihn alle und flohen‘ – vor den Herausforderungen der Botschaft Jesu.«

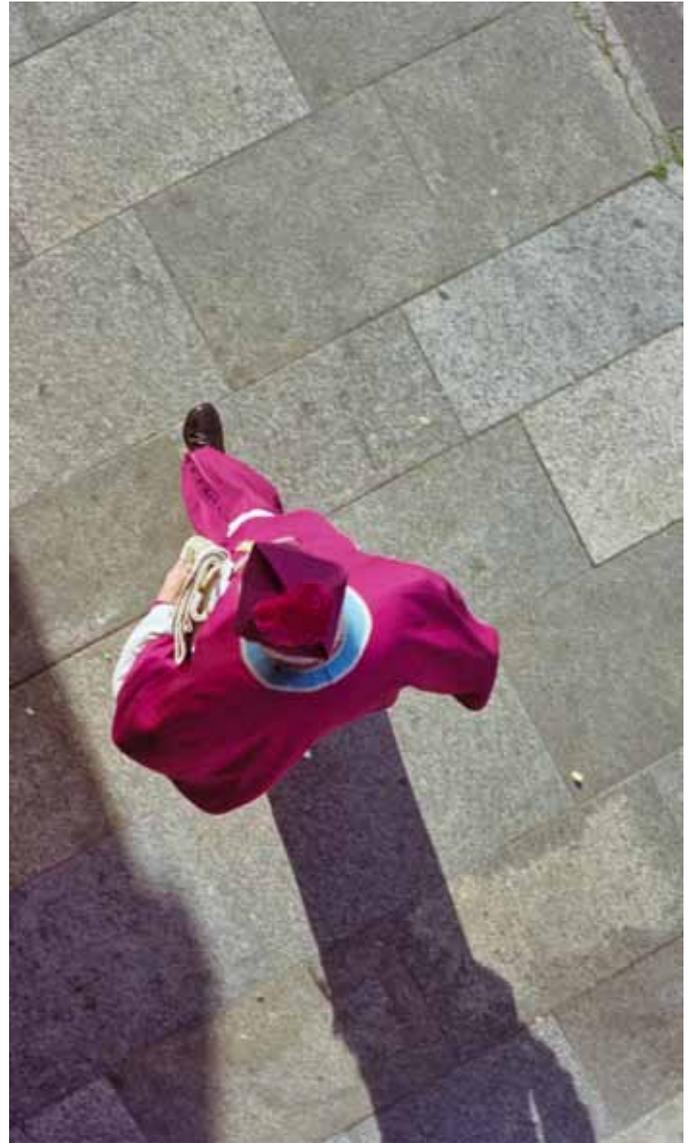
Wieder einmal haben wir Ostern gefeiert – das Pascha, den Übergang vom Tod zum Leben: Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi – das einmalige Himmel und Erde erschütternde Ereignis des Jahres ..., geschehen ein für allemal in der Heiligen Stadt Jerusalem.

Erinnerung an Vergangenes. Doch ist das alles? Eben – dies könnten auch die großartigen Passionsspiele leisten – wie jene von Oberammergau? Allein – hier geht es nicht um das einmalige längst Vergangene – es geht um Gegenwart. Nun, da wäre zuvörderst an die eucharistische Vergegenwärtigung von Leiden, Tod und Auferstehung des Herrn zu denken.

Diesmal sei jedoch davon die Rede, wie Christi mystischer, geheimnisvoller Leib, die Kirche, auf ihrem Weg durch Jahrhunderte immer wieder aufs Neue sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung mit- und nachvollzieht, erlebt. So auch in unseren Tagen.

Da nun sind wir Zeugen des Geschehens am Ölberg: „Seht, der Verräter naht!“ Ja, Verrat. Heute Verrat an Jesu authentischer Botschaft. Da hören wir die Stimme des Verräters in theologischen Hörsälen, in (ehemals so treuen) katholischen Verbandszeitschriften und Veranstaltungen. Wer, wie viele, stehen noch zum Lehramt der Kirche? Nicht genug: wir hören lauten Widerspruch zur Lehre der Kirche – und selbst von jenen, die nicht nur einmal, sondern mehrfach mit heiligem Eid Treue zum Glauben der Kirche geschworen haben.

Es wiederholt sich in den noch immer wachsenden Kirchenaustrittszahlen jenes „Da verließen ihn alle und flohen“ (Mk 14,5): Im Gewand, in Formen von heute wiederholt sich immer wieder, was dem Jesus der Geschichte einst geschehen, in und an seiner Kirche. Sie, sein mystischer Leib, erleidet an ihren Gliedern, in ihrem Hier und Heute, was Christus erlitten hat, je aufs Neue. Verurteilt – damals von einer wütenden Menge, und einem schwachen Richter, heute von Massenmedien: In Gestalt seiner Kirche ist er selbst heute wie eh und je dem Hass, der Verachtung der Welt preisgegeben. Und dies auch durch die eigene Schuld ihrer Glieder.



So hat denn „die Welt“ nicht nur einen Grund für ihr „Kreuzigt sie – *écrasez l'infame*“, hat schon die Revolution von 1789 gebrüllt – „zermalmt die Verruchte“. In unseren Tagen nun ist es der „Missbrauchsskandal“, der – einseitig hinter Kirchenmauern geschehen – zur anhaltenden Massenflucht aus der Kirche geführt hat. Der scharfe Windstoß fegt die welken Blätter von den dünnen Ästen. Und wieder fliehen die Jünger, die Nachfolger der Apostel. Denn, ist es nicht auch eine Flucht, ein Verlassen des Meisters, wenn Bischöfe, anstatt das Wort Gottes zu verkünden, von politischen Problemen reden und damit die Grenzen ihrer Sachkenntnis wie ihrer Kompetenz

überschreiten. In so vielen Predigten ist denn auch von Glaubenswahrheiten, sittlichen Normen des Evangeliums kaum mehr die Rede. Ist das nicht ein Verrat – ein wortloser Verrat? „Da verließen ihn alle und flohen“ – vor den Herausforderungen der Botschaft Jesu.

Und dann wurde der Herr – Er, der Weltenrichter des Jüngsten Tages – vor Gericht gestellt – und wird es heute wieder. Nicht Hoher Rat, nicht Statthalter Roms sind es heute, die ihn verhören, verurteilen, kreuzigen. Heute ist es Öffentliche Meinung, sind es Massenmedien, vor deren Tribunal Jesus in Gestalt seiner Kirche tagtäglich neu angeklagt, zur Rechenschaft gezogen und verurteilt wird.

Gewiss – die Kirche besteht aus Menschen, Heiligen und Sündern. Doch sollte man, dieweilen man die Sünder anklagt, die Heiligen nicht vergessen. Vor allem aber nicht verdrängen, dass die heutigen Ankläger oftmals selbst auf die Anklagebank gehörten.

Es ist darum keine dramatisierende Übertreibung, von einem nun schon Jahrzehnte dauernden Karfreitag der Kirche zu sprechen, wenn von der Kirche in West-, Mittel- und Südeuropa die Rede ist, dem ursprünglichen Kernland der Kirche. Erlebt sie hier ihren Karfreitag, so ist doch im Osten, in Afrika und Asien längst die Sonne aufgegangen und hat die Saat des Evangeliums längst schon kraftvoll wachsen und Frucht bringen lassen.

Und nun gibt es nicht wenige Anzeichen dafür, dass unter der Decke von Schnee und Eis auch in Europa die Saat des Evangeliums einem neuen Ostern entgegenkeimt und wächst. Es möge genügen, Gemeinschaften wie „Christus König Hohepriester“, die Petrusbruderschaft, Abtei und Hochschule von Heiligenkreuz und die Gemeinschaft St. Martin zu nennen, die erstaunlichen

Zulauf haben, während die meisten Priesterseminarien im deutschen Sprachraum entweder seit Jahr und Tag geschlossen oder nur spärlich besetzt sind. Erstaunlich genug, dass aus dieser Bestandsaufnahme bislang keine zukunftsweisenden Konsequenzen gezogen wurden.

Das Weizenkorn, das in die Erde gefallen ist – ist es nicht schon dabei, Frucht zu bringen?

Dem heutigen Betrachter bietet sich freilich ein anderes Bild: Jesus wird gefangen genommen und „da verließen ihn alle und flohen ...“: wir wissen nicht, wohin. Sie blieben verschwunden. Selbst Petrus, der uns noch im Hof des Hohepriesters begegnet, wo er seinen Meister dreimal verleugnete. Zerstreuten sich alle? Blieben sie zusammen in einem Versteck? Unter dem Kreuz war nur einer noch zu sehen, Johannes.

Und nun fragen wir: Wiederholt sich dies nicht tausendfach in unseren Tagen? Wo sind sie, die Apostel von heute?

Die Frage ist umso mehr zu stellen, als Angst und Depression den Jüngern all die Erinnerung an Jesu Leidens- und Auferstehungsankündigung verschüttet hatten, während ihre Nachfolger Empfänger und selbst wieder Boten der frohen Osterbotschaft waren und sind. Die Jünger von damals meinten, ein Ende zu erleben, ihre Nachfolger sollten Zeugen eines strahlenden Anfangs sein!

Es ist unsere vom Osterglauben bestärkte Hoffnung, dass auch in unseren Tagen die Finsternis des Karfreitags durch das „Lumen Christi“ überwunden werde und der Kirche auch in Europa ein neuer Ostermorgen beschieden sei.

Quelle: Rom (kath.net/as/wb)





Monika Born:

Entsakralisierung in der Sicht auf das Weihepriestertum

Wie sehr das Priesterbild in die Krise geraten ist, sei ihm – so Josef Pieper – bei einem ökumenischen Gespräch in der frühen Nachkonzilszeit bewusst geworden, als es um das Unterscheidende des katholischen Priesters gegenüber dem ordinierten Pfarrer in den evangelischen Gemeinschaften und gegenüber dem allgemeinen Priestertum der Laien ging – und keiner der katholischen Theologen sich imstande sah, die vom Konzil erneut bestätigte Lehre von der nicht nur graduellen, sondern essentiellen Unterschiedenheit des hierarchischen Weihepriestertums gegenüber Ordination und allgemeinem Priestertum zum Tragen zu bringen. Diese Erfahrung und die immer häufiger erhobene programmatische Forderung nach einer „Entmythologisierung des Priesterstandes“ – also seiner Entsakralisierung – hätten ihn zu einer grundlegenden Klärung gedrängt.

Um die Frage nach dem Wesen des Priestertums zu beantworten, richtet Pieper den Blick auf die Priesterweihe, in der die Kirche „als sie selber“ spricht. Schon in frühen kirchlichen Dokumenten bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil heißt es: *Sacerdotes consecrantur* – Priester werden geweiht. Das ist die zentrale Aussage, die Pieper folgendermaßen entfaltet:

Bei der Priesterweihe geht es zentral um *dedicatio* und *consecratio*. Die *dedicatio* beinhaltet, dass der Mann, der zum Priesterdienst bereit ist, sich selbst Gott darbietet als Weihegeschenk zum ausschließlichen Dienst Gottes. Die *consecratio* ist ein aus höherer Vollmacht begründeter Weiheakt, kein privater und menschlicher. In diesem Akt nimmt Gott die *dedicatio*, die Selbsthingabe des sich Darbietenden, beim Wort und legt endgültig seine Hand auf den nun Geweihten, der durch das Sakrament umgewandelt wird in eine *persona sacra*, eine geweihte Person.

Das schlechthin Unterscheidende des Priesters ist eine ihm in der Priesterweihe zuteil gewordene geistliche Vollmacht, eine *potestas sacra*, wie das Konzil sagt. Thomas von Aquin hat sehr knapp umschrieben, worin die dem Priester bei der Weihe übertragene Vollmacht besteht, nämlich darin, „dass er das Altarsakrament in *persona Christi* zu vollziehen vermöge“.

Die herausragende Bedeutung der Eucharistie begründet Thomas damit, dass in ihr 1. sich alle anderen Sakramente zusammenfassen und vollenden. Nur in der Eucharistie werde 2. das formgebende Wort so gesprochen, „wie wenn Christus selber spräche“. In allen anderen Sakramenten spricht der Priester als er selbst, während Christus immer

der in Wahrheit Wirkende ist. Der gedankliche Zugang zur Eucharistie bleibe – so Pieper – jedem verschlossen, der die mystisch-reale Identifizierung Christi mit dem geweihten Priester nicht zu glauben vermag.

Pieper hat es nicht als seine Aufgabe angesehen, ein vollständiges Priesterbild zu entwickeln, bedenkt aber doch, was priesterliches Tun und Aktivitäten des Priesters unterscheidet, denn hier geht es um die Unterscheidung sakral – profan.

Zum primär priesterlichen Tun gehört die Feier der Eucharistie. Eine weitere im eigentlichen Sinn priesterliche Aufgabe besteht darin, die Gläubigen hinzuführen und bereit zu machen, die Eucharistie als Sakrament der Einheit, der Liebe und des Friedens sinnvoll mitzufeiern – nämlich durch die Sakramente der Taufe, Beichte und Krankensalbung; dann durch Verkündigung im weitesten Sinn (z. B. Predigt und Religionsunterricht). Ob andere Aktivitäten von Priestern priesterliches Tun sind (etwa Forschungen oder das Erlernen von Sprachen), entscheidet die damit verbundene Zielsetzung: Dienst vor Gott oder Dienst am Menschen um der Liebe und der Hinführung zum Glauben und zur Eucharistie willen – oder eher Aktivität eines Menschen, der auch Priester ist – oder gar unpriesterliches Tun bei der Mitwirkung an einem gewaltsamen politischen Umsturz.

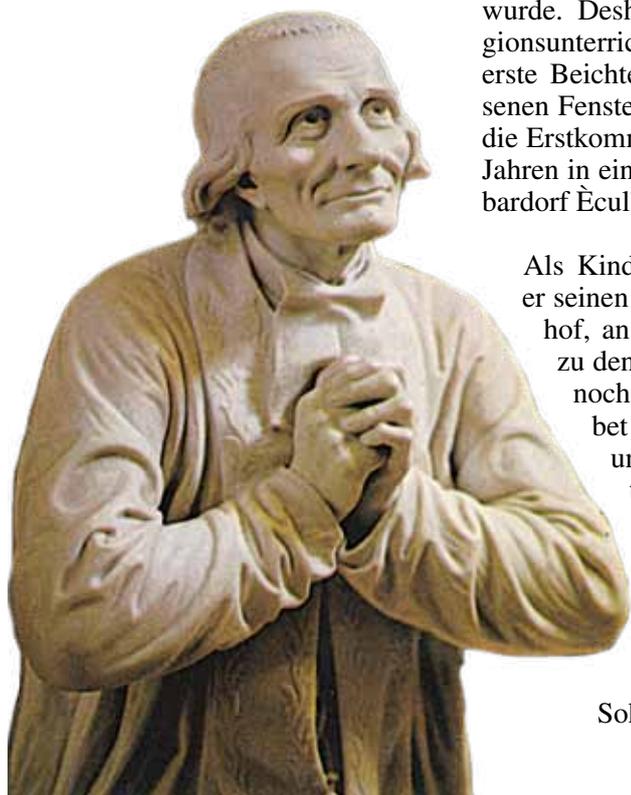
Noch einmal – das Unterscheidende des Priesters:

In den evangelischen Gemeinschaften wird in einem Abendmahlsgottesdienst die Ordination vollzogen, die Einführung in das geistliche Amt (Pfarramt) mit Berufung, Segnung und Sendung. Ein Weihe sakrament kennen diese kirchlichen Gemeinschaften nicht, während katholische Priester im Sakrament der Weihe die Vollmacht empfangen, für die ganze Kirche in *persona Christi* die Eucharistie zu vollziehen. Gerade dies aber kommt den Laien, die durch die Taufe Anteil am allgemeinen Priestertum gewinnen, „auf keine Weise“ zu (*nulla ratiōe*) – so die Enzyklika *Mediator Dei*.

Wenn Josef Pieper beklagt, dass er in Deutschland wie (bei seinen Gastprofessuren) in Amerika, Kanada und Spanien feststellen musste, dass schon bald nach dem Konzil und der Liturgiereform Priester und Ordenschristen in der Öffentlichkeit als solche nur noch selten erkennbar waren, weil sie sich „an alle“ in der Kleidung angepasst hatten – ist nicht auch das ein Zeichen dafür, dass das „Gift der Entsakralisierung“ gewirkt hat und wirkt? ●

Jean-Marie Vianney – Der größte Beichtvater des 19. Jahrhunderts

Wer hätte 1815 daran geglaubt, dass aus dem Priesteramtskandidaten, dem man nur mit der Einschränkung die Weiheerlaubnis zugestand, dass er vorerst keine Beichte hören dürfe, einmal der größte Beichtvater des Jahrhunderts werden würde?



Jean-Marie Vianney wurde am 8. Mai 1786 als viertes von sechs Kindern der Eheleute Matthieu und Marie Vianney in Dardilly bei Lyon geboren. Die Eltern waren einfache, aber fromme Bauersleute. Vor allem die Mutter war sehr religiös und erzog ihre Kinder in diesem Sinne. Jean-Maries Jugend fiel in die Zeit der französischen Revolution, wo phasenweise Religionsausübung verboten war und die Kirche verfolgt wurde. Deshalb erfolgte sein Religionsunterricht nur heimlich, seine erste Beichte legte er bei geschlossenen Fensterläden in der Küche ab, die Erstkommunion erhielt er mit 13 Jahren in einem Heustadel im Nachbarort Òcully.

Als Kind und Jugendlicher half er seinen Eltern auf dem Bauernhof, an Schulbesuch war nicht zu denken. So war Jean-Marie noch mit 17 Jahren Analphabet und galt als einfältig und depressiv. Doch hatte er schon lange den Wunsch, Priester zu werden. Die Mutter unterstützte diesen Wunsch, der Vater aber war strikt dagegen. Er brauchte den Sohn als Arbeitskraft auf

dem Hof und er wusste um dessen wenig ausgeprägte geistige und intellektuelle Fähigkeiten.

1804 sollte ein wichtiges Jahr für Jean-Marie werden. In diesem Jahr übernahm Pfarrer Balley die Pfarrei in Òcully. Er eröffnete aus Sorge vor mangelndem Priesternachwuchs ein „Kleines Seminar“, in das er nach langem Zögern auch Jean-Marie aufnahm. Vor allem das Erlernen von Latein erwies sich jedoch für den neuen Schüler als übergroßes Problem.

Im Herbst 1809 erhielt Jean-Marie den Stellungsbehl, dem er aber wegen Krankheiten und späterer Desertation nicht nachkam. 1810 verfügte Napoleon die Amnestie der desertierten Rekruten, und so konnte Jean-Marie 1811 in das Pfarrhaus von Òcully zu seinem verehrten Pfarrer Balley zurückkehren. Der schickte ihn erst zum Philosophiestudium ins Kleine Seminar nach Verrières, dann ins Große Seminar nach Lyon. Dort schickte man ihn bald wieder wegen mangelnder Studien-Erfolge zu Pfarrer Balley zurück. Der jedoch ermutigte den Resignierenden, mit dem Studium weiterzumachen. Nach mehreren vergeblichen Prüfungsversuchen berief ihn der Generalvikar Courbon gegen alle Widerstände der anderen Examinatoren. Am 13. August 1815 wurde Jean-Marie Vianney in Grenoble zum Priester geweiht und zum Vikar in Òcully bestimmt. Zweieinhalb Jahre lang dauerte die Zusammenarbeit Jena-Maries mit Pfarrer Balley, bis dieser im Winter 1817 schwer erkrankte und kurz darauf starb.

Zwei Monate später, am 9. Februar 1818 wurde Jean-Marie Vianney dem Dorf Ars zugeteilt, das ungefähr dreißig Kilometer im Norden

„Die Beichte ist das Sakrament, in dem Gott seine Gerechtigkeit zu vergessen scheint, um nur sein Erbarmen zu zeigen. Seine größte Freude ist es, uns zu verzeihen. Machen wir also dem Vater diese Freude: Kehren wir um zu ihm, und wir werden glücklich! Ich weiß, dass wir schwach sind, dass wir alle in die Sünde fallen können. Aber in der Sünde zu verharren, wo man doch alle Mittel hat, um sich von ihr befreien zu können – das konnte ich nie verstehen. Wie kann man für die Wohltaten des Bußsakramentes unempfindlich sein?“

(Jean-Marie Vianney)

von Lyon liegt. Ars hatte damals etwa zweihundertdreißig Einwohner. Das religiöse Leben in Ars war schon seit langem völlig zum Erliegen gekommen. Die Pfarrei war völlig heruntergekommen. Trotzdem kam zum Eröffnungsgottesdienst die ganze Gemeinde – aus Neugierde. Im Grunde war aber keiner der Einwohner von Ars am kirchlichen Leben interessiert. Jean-Marie versuchte mit unerschöpflicher Geduld, mit persönlichem strengem Bußleben, Fasten und Beten seine Gemeinde für den Glauben zu gewinnen. Alle sechzig Familien in Ars besuchte er persönlich nacheinander. Mit Beharrlichkeit schaffte er es, dass die Sonntagsarbeit der Bauern, die Kneipenbesuche und Tanzveranstaltungen zurückgingen. Dafür nahmen die Beichten und Messbesuche zu. Jean-Marie Vianney hatte die besondere Gabe der Seelenschau, die ihn die Nöte der Beichtenden erkennen ließ. Er konnte Sünden klar benennen und bei seinen Beichtkindern tiefe Reue hervorrufen. Aber erst nach neun Jahren stellten sich die ersten Erfolge ein.

Sein Ruf als guter Beichtvater verbreitete sich mit der Zeit auch in den Nachbargemeinden und darüber

hinaus. Immer mehr Menschen kamen nach Ars, um bei ihm zu beichten. Das musste den Neid seiner Amtskollegen erwecken, die ihn verleumdeten und ihm u.a. mangelnde Theologiekennntnisse vorwarfen. Jean-Marie Vianney schwieg zu allen Anfeindungen und rechtfertigte sich nie, obwohl er später einmal zugab, dass er darunter sehr gelitten hatte.

1818 gründete der Pfarrer von Ars eine Rosenkranzbruderschaft, dann eine eucharistische Bruderschaft. Da ihm die Kinder sehr am Herzen lagen, initiierte er 1824 eine Mädchenschule. 1827 errichtete er „La Providence“, ein Haus für Halb- und Vollwaisen, und 1832 eine Knabenschule.

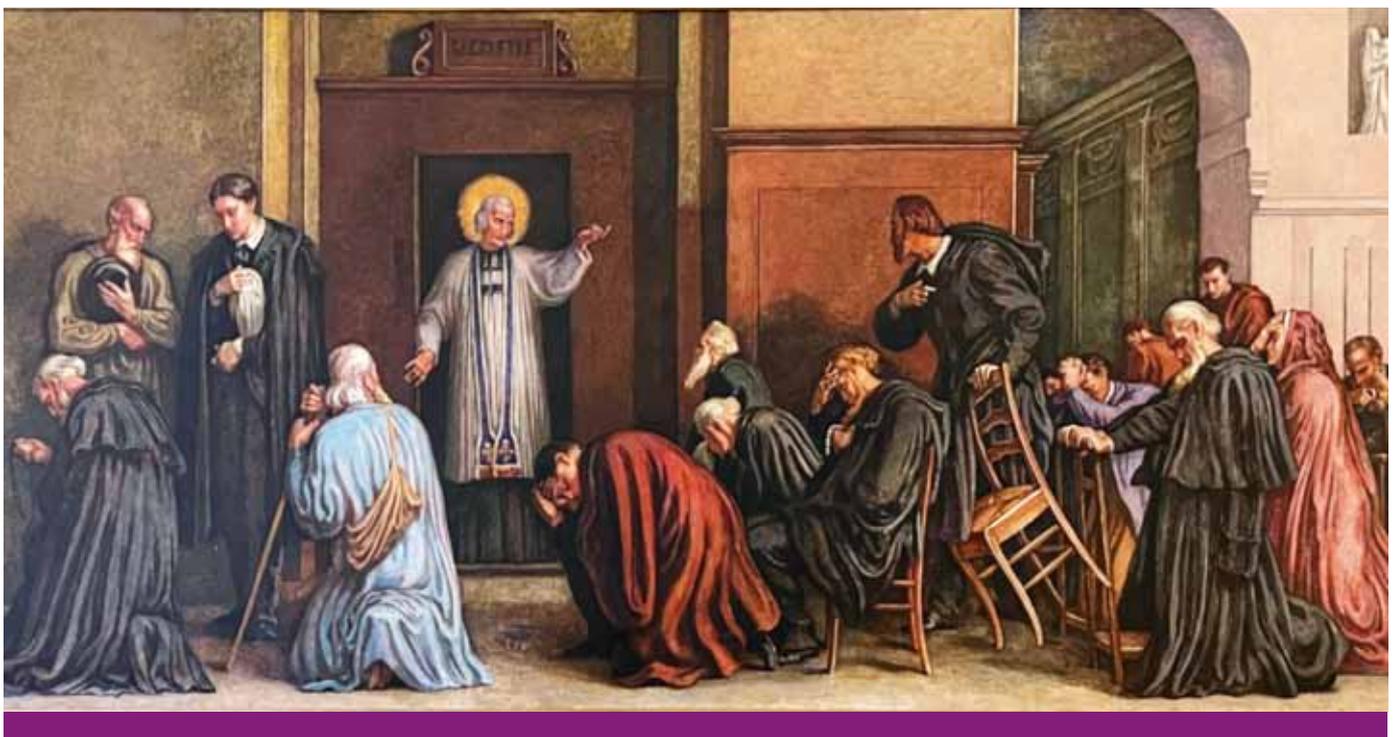
Schon ab 1826 stieg der Pilgerstrom nach Ars gewaltig an. Immer mehr Menschen – Bauern, Arbeiter, Intellektuelle, Reiche und Arme, sogar Würdenträger der Kirche aus halb Europa – wollten bei ihm beichten und seine Predigten hören. Sie standen oft stunden- und tagelang vor dem Beichtstuhl. Bis zu 18 Stunden saß Jean-Marie Vianney bei jedem Wetter, bei Hitze und bei Eiseskälte im Beichtstuhl. Manchmal begann sein Dienst schon nachts um 1 Uhr. Dennoch mussten manche Beichtsu-

chende bis zu siebzig Stunden warten. Trotz des gewaltigen Zustroms an Beichtwilligen blieb sich Jean-Marie Vianney treu, er wurde nicht stolz und überheblich, sondern blieb der einfache Dorfpfarrer mit zerrissener Soutane und klobigen Bauerschuh. Demütig hatte er erkannt, dass er nichts aus eigener Kraft erreichen konnte, sondern dass Gott durch ihn wirkte.

Jean-Marie Vianney litt während der ganzen Zeit als Pfarrer in Ars an Selbstzweifeln und Depressionen. Mehrere Male versuchte er, aus Ars zu fliehen. Er wäre gerne in die Einsamkeit eines kontemplativen Klosters gegangen. Aber die Einwohner von Ars flehten ihn an, zu bleiben, und holten ihn immer wieder zurück.

1850 wurde Jean-Marie Vianney zum Ehrendomherrn ernannt und 1855 zum Ritter der Ehrenlegion, Auszeichnungen, die er nie wollte.

Am 19. September 1846 erschien die Jungfrau Maria auf einer Alm hoch über dem Dorf La Salette in den französischen Alpen den Hirtenkindern Melanie Calvat (15) und Maximin Giraud (11). Maximin kam am 24. September 1850 nach Ars und besuchte einen Tag später den



Der Ruf des Pfarrers von Ars als begnadeter Beichtvater verbreitete sich rasch in ganz Frankreich und darüber hinaus.

Pfarrer, der nicht so richtig wusste, was er von den Erscheinungen in La Salette halten sollte. Die Begegnung der Beiden verlief alles andere als harmonisch und Maximin reiste enttäuscht wieder ab. Jean-Marie Vianney war seitdem noch skeptischer, und die Medien berichteten von seiner Skepsis. 1851 wurden die Erscheinungen von Papst Pius IX. offiziell anerkannt, der Pfarrer von Ars zweifelte aber immer noch. Diese Zweifel sollten insgesamt acht Jahre andauern, bis er endlich beschloss, die Jungfrau Maria um ein Zeichen zu bitten. Wie so oft, benötigte Vianney dringend Geld um Mietzinsen bezahlen zu können, die am Fest des hl. Martinus fällig waren. Die erforderliche Summe belief sich auf 750 Franken. Der Pfarrer bat die Madonna, ihm dieses Geld zu beschaffen. Und genau am Fälligkeitstag erhielt er einen absenderlosen Brief mit exakt der geforderten Summe in Geldscheinen. Der Brief war in La Salette abgestempelt. Von da an gab es für den Pfarrer von Ars keine Zweifel mehr an der Echtheit der Erscheinungen von La Salette.

Von 1824 an bis ein Jahr vor seinem Tod musste sich Jean-Marie Vianney mit Dämonen auseinandersetzen. Die Nachstellungen des Teufels reichten von nächtlichem Lärm, Rütteln an Türklinken, gellenden Schreien, Donnerschlägen und Beben des Fußbodens bis zu schrecklichen Versuchungen der Verzweiflung.

In den letzten Jahren vor seinem Tod, wurde Jean-Marie Vianney immer wieder von Hustenattacken gequält. Im Frühjahr 1859 ahnte er, dass sein irdisches Leben dem Ende zuging. Der Sommer brachte eine drückende Hitze mit sich, die sich auch in der kleinen Kirche von Ars ausbreitete. Jean-Maria Vianney saß trotz der Hitze jeden Tag bis zu sechzehn Stunden im Beichtstuhl. In der Nacht zum 30. Juli wollte er um ein Uhr wieder mit dem Beichtehören beginnen, konnte aber nicht mehr von seinem Lager aufstehen. Seine Haushälterin Catherine Lassage, die im Nebenzimmer schlief, hörte sein Klopfen und wollte ihm zu Hilfe kommen. Jean-Marie wusste aber, dass sein Tod nahe war und bat dar-

„Gott lieben, das ist was Herrliches! Der Himmel ist notwendig, um diese Liebe zu begreifen. Das Gebet ist dazu eine Hilfe, denn es trägt die Seele bis zum Himmel empor. Das Gebet ist für die Seele, was der Regen für die Erde ist.“

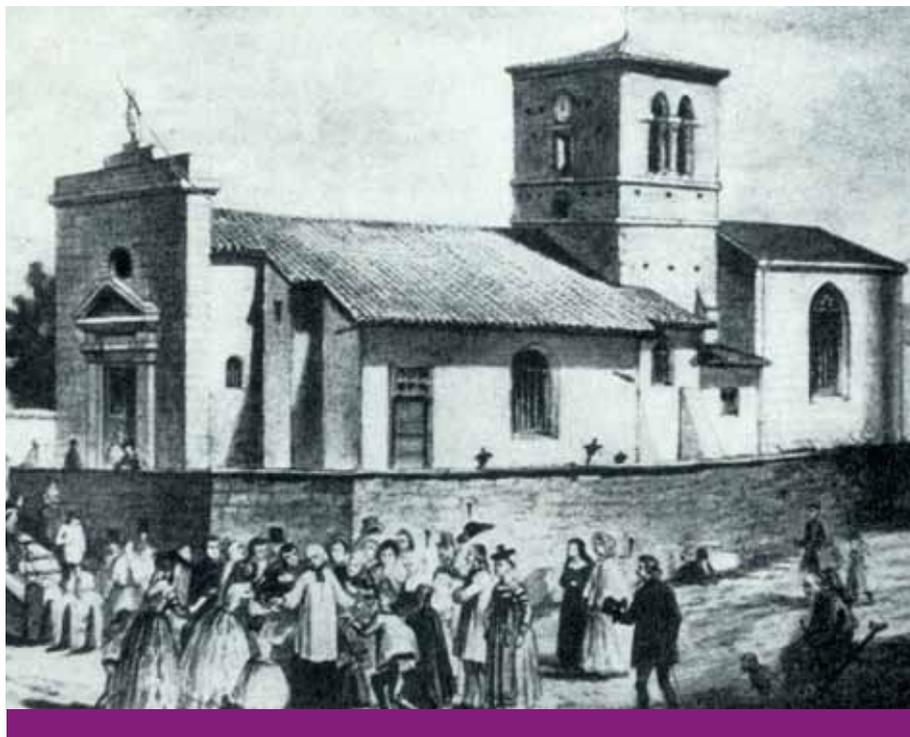
(Jean-Marie Vianney)

um, dass der Pfarrer von Jassans, sein Beichtvater, geholt würde. Am frühen Morgen beichtete er und empfing die Sterbesakramente. Viele Priester und Pilger kamen an sein Sterbebett, um Abschied zu nehmen. Sogar Bischof Langalerie verabschiedete sich persönlich von Jean-Marie Vianney.

Frühmorgens am 4. August 1859 starb der Pfarrer von Ars im Alter von 73 Jahren. Zwei Tage später wurde sein Sarg zur Täuferkapelle gebracht und dort aufgestellt. 300 Priester und mehr als 6000 Gläubige folgten dem Trauerzug. Am 14. August wurde Jean-Maria Vianney in einer Gruft in der Kirche von Ars beigesetzt.

Schon drei Jahre später wurde der Seligsprechungsprozess eingeleitet. Am 17. Juni 1904 wurde der Leichnam Vianneys exhumiert. Er war gut erhalten. Inzwischen liegt er in einem Glas-Bronze-Schrein in der Basilika von Ars. 1905 erfolgte die Seligsprechung Jean-Marie Vianneys durch Papst Pius X. und am 31. Mai 1925 die Heiligsprechung durch Papst Pius XI. Der Papst ernannte ihn 1929 zum Schutzpatron der Pfarrer und Seelsorger in aller Welt.

Man kann mit Recht den Pfarrer von Ars als einen der erstaunlichsten Heiligen aller Zeiten bezeichnen. Er war für seine „Schäfchen“ ein Hirte und Seelsorger im wahrsten Sinne. Gott war ihm das höchste Glück und deshalb sah er es als seine höchste Aufgabe als Priester an, Menschen zu Gott zu führen. Er verwies nie auf sich selbst, sondern immer auf Gott.



Der Pfarrer von Ars mit einer Pilgergruppe vor seiner Pfarrkirche – Zeitgenössische Lithographie, um 1856.

Der Alltag des Kirchenjahres

Sonntage im Jahreskreis

Ein evangelischer Pfarrer beklagte sich jüngst, dass nach Pfingsten die „Sonntage nach Trinitatis“ beginnen und einfach durchgezählt werden bis hin zum Advent. Er fände es sinnvoller, wenn jeder Sonntag sein eigenes Gesicht habe, wie es ja auch die Sonntage in der Passionszeit und die Sonntage nach Ostern hätten, denen man ihre lateinischen Namen belassen habe, obwohl sie vorreformatorisch seien. Anliegen des evangelischen Pfarrers wäre es, für die „Sonntage nach Trinitatis“ Namen zu suchen und sie nicht einfach durchzunummerieren. Er hätte hinzufügen können, damit würde man sich auch deutlicher von der römisch-katholischen Kirche abheben, denn die Zählerei haben die einfallsarmen Römer schon bei der Namenswahl ihrer Kinder praktiziert. So gab es dann in der Familie einen Primus, einen Secundus, einen Tertius, also den Ersten, den Zweiten, den Dritten usw. Das ist wohl dem Militarismus der Römer geschuldet, der klare Strukturen braucht.

„Sonntage nach Trinitatis“, also nach dem Dreifaltigkeitsfest, konnte die römisch-katholische Kirche auch vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der folgenden Liturgiereform nicht, aber es gab die „Sonntage nach Pfingsten“. Ohne Zweifel war dies eine sehr sinnvolle Bezeichnung, denn damit kam jeden Sonntag der Bezug zum Heiligen Geist und zum Missionsauftrag der Kirche in Erinnerung. Die Liturgiereformer haben nach dem Konzil nicht nur beim Heiligenkalender eine Art Flurbereini-

gung vorgenommen und damit die katholische Namenstagskultur erheblich beschädigt, außerdem die bäuerlichen Wetterregeln durcheinandergewirbelt (sollten die Wetterkapriolen hier ihre tiefere Ursache haben?), sondern auch das Kirchenjahr neu geordnet.

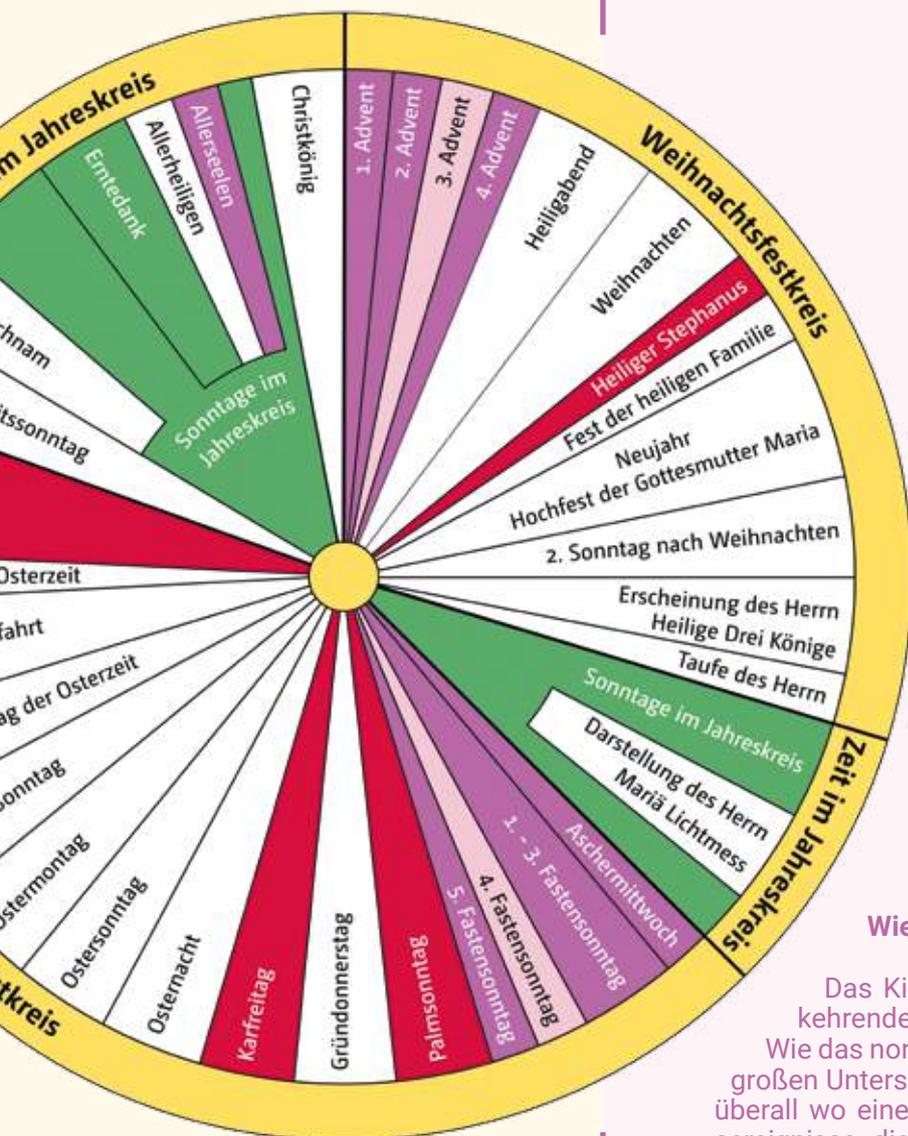
Der weihnachtliche Festkreis endet abrupt mit dem 13. Januar, dem Fest der Taufe Jesu. Die Krippen sollen dann aus der Kirche entfernt werden ebenso die Christbäume. Weihnachtslieder haben nichts mehr in der Kirche verloren. Gefragt nach seinem Lieblingslied antwortete der 6jährige Sohn eines evangelischen Pfarrers mitten im Sommer: „Ihr Kinderlein kommet“. Er meinte, der Papa sagt zwar, das passe jetzt nicht, „aber ich singe es trotzdem“. Die evangelische Kirche hat die „Sonntage nach Epiphaniäs“, die katholisch einst „Sonntage nach Epiphanie“ hießen, treu bewahrt. Nun sind sie „Sonntage im Jahreskreis“ geworden. Die grünen Messgewänder zeigen an: der Alltag des Kirchenjahres hat begonnen, er wird allerdings rasch wieder durchbrochen, denn am Aschermittwoch beginnt „die österliche Bußzeit“, die früher einmal Fastenzeit hieß. Evangelische Christen nennen sie Passionszeit. Sie haben auch die Namen der Fastensonntage bewahrt und sogar die Bedeutung des Fastens wieder entdeckt, indem sie „Sieben Wochen ohne“ propagieren. Die katholische Kirche fängt wieder zu zählen an 1. 2. 3. Der Sonntag „Laetare“ mit dem rosaroten Messgewand bildet eine Ausnahme, gefolgt vom

Passionssonntag, den man lieber „Misereor-Sonntag“ nach der Kollekte an diesem Tag nennen sollte, und schließlich dem Palmsonntag.

Ostern steht nicht zur Disposition höchstens im Blick auf die Orthodoxie, die sich noch immer nicht durchringen konnte, Ostern nach dem Gregorianischen Kalender zu begehen. Sie beharren auf dem Julianischen Kalender, daran hat auch das jüngste Orthodoxe Konzil nichts geändert. Der „Weiße Sonntag“ ist zum „Sonntag der Göttlichen Barmherzigkeit“ geworden. Nachdem aber die Erstkommunionen ohnehin mit flexiblen Terminen versehen werden, spielt das keine so große Rolle mehr. Gibt es in der evangelischen Kirche dann die Sonntage „Jubilate“, „Cantate“ und „Rogate“ zählt die katholische Kirche in bewährter Weise 1. 2. 3. „Sonntage der Osterzeit“. Pfingsten hebt sich nochmals ab und wenn für den Pfingstmontag „Grün“ als liturgische Farbe vorgeschrieben ist, darf man sicher sein, dass die wenigsten Pfarrer sich daran halten und nochmals rotgewand an den Altar treten.

Beklagt der evangelische Pfarrer, dass nun die „Sonntage nach Trinitatis“ folgen, hat man als katholischer Pfarrer noch weit mehr Grund zu klagen, denn es folgen die „Sonntage im Jahreskreis“.





Das Kirchenjahr

Die Zeit ist für uns Menschen überaus kostbar. Sie wird uns geschenkt in Sekunden, Minuten, Stunden, Tagen, Monaten und Jahren. Wir nehmen sie in den Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter wahr. In jedem Jahr registrieren wir die gleichen Zeitabschnitte. Aber es sind nicht die selben. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen. Die Zeit ist flüchtig. Das Heute ist morgen Vergangenheit. Was vergangen ist, können wir nicht mehr umgekehrt machen. Wir können nur noch modifizieren.

Wie aber ist es mit dem Kirchenjahr?

Das Kirchenjahr ist eine festgelegte, jährlich wiederkehrende Abfolge katholischer Feste und Festzeiten.

Wie das normale Kalenderjahr hat es 365 Tage. Doch einen großen Unterschied gibt es. An jedem Tag des Kirchenjahres, überall wo eine heilige Messe gefeiert wird, werden die Heilsergebnisse, die Mysterien gegenwärtig: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Die Feste, die wir feiern, helfen uns, bewusster und tiefer den Glauben zu leben und unserer Umgebung mitzuteilen. An Christus sollen wir unser Profil schärfen und unsere katholische Identität festigen.

Die Struktur der Festreise ist klar: Vorbereitungszeit, Hochfest, Ausklang: Advent, Weihnachten, Sonntage nach Drei König/Erscheinung des Herrn; Fastenzeit, Ostern, Sonntage nach Ostern, Pfingsten, Sonntage nach Pfingsten. So sind die Feste geordnet, miteinander verbunden und gehen ineinander über.

Mit der Liturgiereform wurde das Kirchenjahr neu geordnet. Aus dem Weihnachtsfestkreis und dem Osterfestkreis wurde ein Jahreskreis ausgegliedert. Der Begriff Jahreskreis ist kein liturgischer Begriff und hat im Wort keinen Bezug zum Kirchenjahr. Außerdem ist es kein Kreis sondern es sind zwei Segmente. Auch die Begriffe Festkreis für Weihnachten und Ostern sind nicht mehr stimmig. Es sind keine Kreise mehr. Die frühere Einteilung des kirchlichen Kalenders war schlüssiger, auch wenn die Fastenzeit durch eine Vorfastenzeit länger dauerte.

Deutlicher könnte man den grauen Alltag des Kirchenjahres gar nicht formulieren. Natürlich gibt es ein paar Lichtblicke wie das Fest „Mariä Himmelfahrt“, Erntedank, Kirchweih, Allerheiligen, Christkönig, aber könnten die anderen Sonntage nicht auch ein Gesicht bekommen, das nicht nur durch überörtliche Kollekten bestimmt ist? Man könnte vielleicht bei der UNO in die Lehre gehen, die inzwischen bald jeden Tag mit einer Idee besetzt hat, aber wir zählen lieber weiter 1. 2. 3. Vielleicht sollte man Kardinal Robert Sarah darauf aufmerksam machen, denn hier gäbe es durchaus Reformbedarf. ○

Alfons Zimmer

GLAS. LICHT. BIBEL

*Zwei Bibelfenster
sind die Ältesten des Kölner Domes*

Gotische Kirchen sind aus Licht gebaut, sagt ein Kölner Dombaumeister. Von außen wirkt die Kathedrale wie ein Felsmassiv. Die Helligkeit im Inneren jedoch steht im Widerspruch zur steinernen Massigkeit des Baus. Der Pilger im hohen Mittelalter tritt ein in einen Lichtraum. Vergleichbares kennt er nicht. Das pastellfarbene Licht ist für ihn nicht nur ein Sinnbild für das göttliche Licht. Es ist geradezu selber göttlichen Ursprungs, so empfindet er es. Auch der moderne Tourist ist geflasht beim Eintreten. Der Dom als Haus aus Licht.

Wir Heutigen fühlen uns bei aller Faszination dennoch auch erschlagen von Farben, Formen, Figuren dieses verwirrenden Großgebildes. Jede Epoche hat Neues hinzugefügt. Man weiß nicht, wo man zuerst hinschauen soll. Für den mittelalterlichen Gläubigen bestand der neue gotische Dom, erbaut auf romantischem Vorgängerbau, im Wesentlichen aus dem heutigen Hochchor samt Kapellenkranz. Sein Blick wird nach vorne gelenkt über den Altar hinweg zu den Wänden aus Glas und dann nach oben. Wieder Licht und Glas. Doch dieses Glas war in den ersten Jahrzehnten nicht so bunt wie die Bayernfenster im heutigen rechten Seitenschiff und auch nicht so farbig wie bei den französischen hochgotischen Vorbildern. Die früheren Pilger finden sich wieder in einem zarten hellen Licht, erzeugt durch Hunderte von milchigen, weiß-silbrigen, lichtdurchlässigen

Grisaille-Scheiben. Gris ist französisch und heißt grau. Grisaille-Technik verfeinert diese etwa mit pflanzlich-ornamentalen Formen. Im hell durchlichteten Raum stechen umso mehr die Farben des zunächst einzigen figürlichen und bunten Fensters hervor, des so genannten älteren Bibelfensters von 1260.

1248 wird der Grundstein gelegt für die hochgotische Kölner Kathedrale, die vierte nach Chartres (ab 1194), Reims (ab 1211) und Amiens (ab 1219). Im Verhältnis zur Kirchenlänge hat der Dom die größte Fensterfläche. Immerhin fünfzehn Prozent der zehntausend Quadratmeter Fenster stammen noch aus dem Mittelalter. Die Namen derer, die die ersten Wände aus Licht erschaffen haben, kennt man nicht. Genaue Urheberschaft ist erst bei den Fenstern der letzten 200 Jahre bekannt bis hin zum postmodernen Mosaikfenster Gerhard Richters im südlichen Querhaus 2007. Die Zuschreibung der Fensterentwürfe kurz nach 1500 im nördlichen Seitenschiff an zwei bedeutende Maler der Kölner Malschule beruht allein auf Vermutungen.

Bis zur Chorweihe des gotischen Domes 1322 leuchtet im Chorkapellenkranz in rot und blau und grün und gelb nur das Achsfenster in der Dreikönigenkapelle, das ranghöchste Domfenster. Der figürliche typologische Bilderkreis zeigt miteinander verknüpfte, aufeinander bezogene Szenen des Alten und Neuen Testaments. Neu ist das typologi-

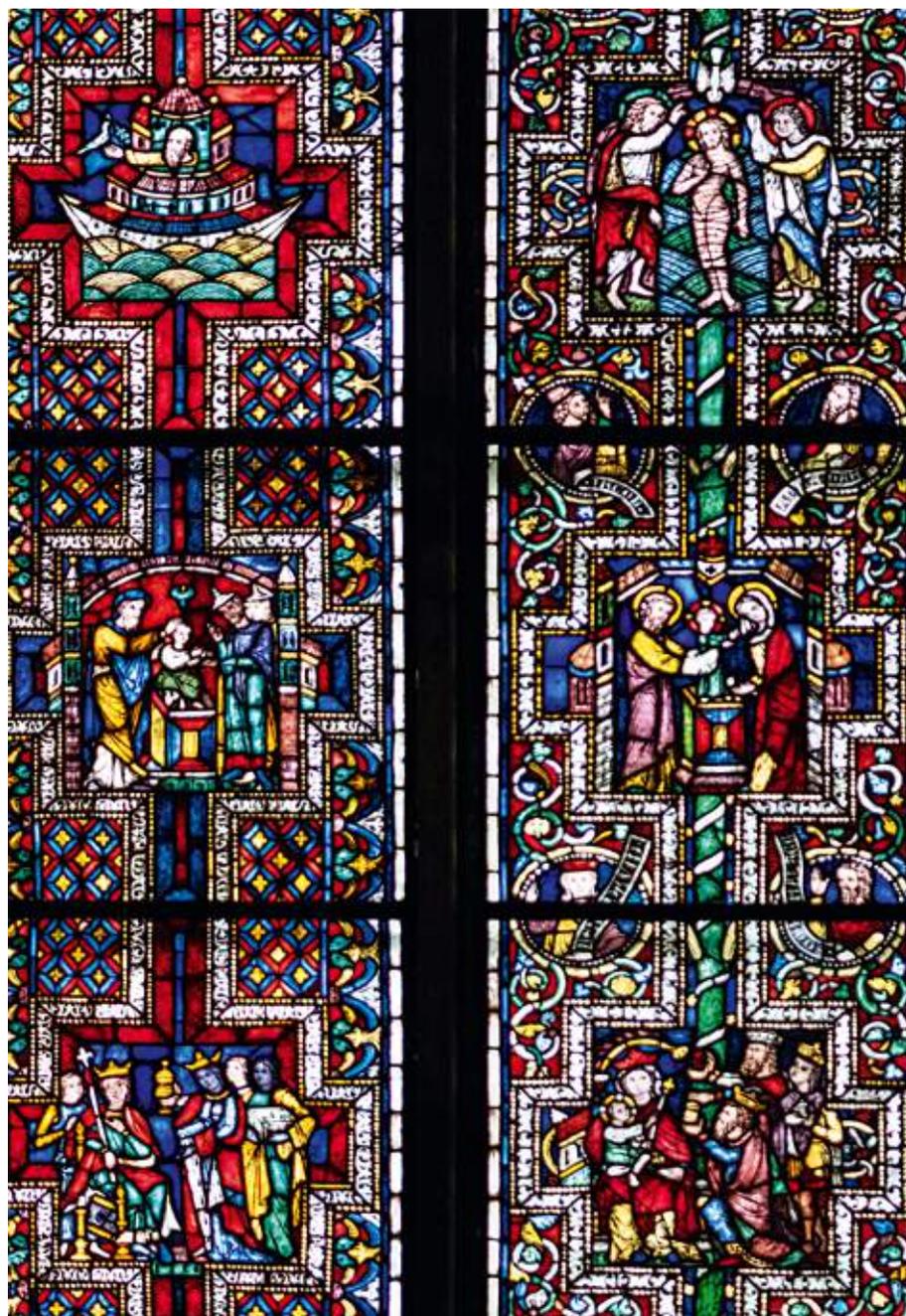
Köln, Dom - Jüngeres Bibelfenster,

© alle Fotos: Ludger Schmidt - mit Genehmigung der Dombauhütte

sche Programm nicht. Typologische Deutung sieht in alttestamentlichen Szenen Vor-Bilder, Präfigurationen, „Typen“ für neutestamentliche Ereignisse. Sie gehört zum Grundbestand der Bibelauslegung der Kirchenväter. Augustinus sagt, im Alten Testament ist das Neue schattenhaft verborgen. So wird etwa die Opferung des Isaak mit dem Kreuzesopfer Jesu verknüpft. In der Himmelfahrt des Elija sieht man die Himmelfahrt Christi vorangekündigt. Schon Jesus selber sieht in der Errettung des Jona aus dem Fischbauch ein Bild für seine Grabesruhe und Auferstehung. Paulus entdeckt in der Arche, die aus dem Wasser der Sintflut rettet, ein Vorbild der Taufe.

Die Typologien setzen einen heilsgeschichtlichen Plan voraus von der Erschaffung der Menschheit bis zur Vollendung in Christus. Vier Hauptmysterien des Lebens Jesu, Menschwerdung, Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt, bilden den Kern der neutestamentlichen rechten Bilderbahn. Sie muss wie die linke alttestamentliche Bahn von unten nach oben gelesen werden, aber jeweils zeilenweise. Zwei nebeneinanderliegende alt- und neutestamentliche Medaillons bilden eine Einheit. Die Kölner Bibeltypologie hat viele Vorbilder, aber auch Nachahmer. Durch das zentrale Domfenster inspiriert erhält wenige Jahre später 1280 die Dominikanerkirche in Domnähe mit dem Chorscheitelfenster, mitgestiftet von Albertus Magnus, auch einen solchen Bilderzyklus. Man nennt es heute das jüngere Bibelfenster.

Ist das Domscheitelfenster noch spätromanisch geprägt, so folgt das der Dominikaner dem schwungvollen gotischen Stil. Thomas von



Älteres Bibelfenster von 1260 mit drei typologischen „Zeilen“: Königin von Saba bei Salomo und die Dreikönige bei Jesus, Darbringungen Samuels und Christi, Arche Noah und Taufe Jesu



Jüngeres Bibelfenster von 1280, Ausschnitt mit Jona und Jesu Auferstehung, Himmelfahrt des Elija und Christi, Gesetzestafeln des Mose und Pflingsten



Jüngeres Bibelfenster, Ausschnitt mit Offenbarung im Dornbusch und Geburt Jesu

Aquin, Dominikaner, der 1248 mit Albert zum Aufbau eines Generalstudiums nach Köln kam, hat beide Fenster nicht mehr gesehen. Sie hätten ihm gefallen, zeigen sie doch die hohe Wertschätzung der Heiligen Schrift. 1804 wird im Zuge der Säkularisation die Dominikanerkirche abgerissen, die Scheiben des dortigen Bibelfensters werden im Dom archiviert und 1892 in die Stephanus-Kapelle im Chorkranz eingebaut als jüngeres Bibelfenster, drei Kapellen neben dem älteren Bibelfenster. So besitzt der Dom gleich zwei typologische Bibelfenster. Sie weisen in der Bildauswahl Parallelen auf, aber auch Unterschiede. Im jüngeren Fenster ist etwa die Taufe Jesu in der Reinigung des aussätzigen Syrers Naaman vorabgebildet, die Kreuzigung Jesu in der Aufrichtung der ehernen Schlange durch Mose.

Sicher hätte sich der heilige Thomas als Fronleichnamshymnendichter am Abendmahlsmotiv erfreut, aber auch an der Szene von der Gottesoffenbarung im brennenden Dornbusch. Nicht Gottvater ist in den Flammen zu sehen, sondern Christus mit Kreuznimbus. Der Dornbusch hat drei Stämme und deutet hin auf die Dreifaltigkeit. Christus faltet die alttestamentliche Selbstbezeichnung Gottes als der Ich-bin-der-ich-bin aus in seinen Ich-bin-Worten. Der christliche Aristoteliker und biblische Theologe Thomas sieht in der Dornbusch-Offenbarung eine Nähe zur Lehre vom letzten wahren Sein seines Philosophenvorbildes. In seinen theologischen Summen baut der große Magister, den Köln wenige Jahre beherbergen durfte, gewissermaßen als einzelner eine große Kirche. Nicht eine aus Glas und Licht, sondern eine Kathedrale des christlichen Denkens. ■



31. Theologische Sommerakademie vom 2. bis 5. September 2024 in Augsburg **Die katholische Kirche – Tradition und Aggiornamento**

Tagung im Haus St. Ulrich, Kappelberg 1 in Augsburg

Montag, 2. September 2024

- 14:00 h Öffnung des Tagungsbüros im Haus Sankt Ulrich
16:00 h Hl. Messe (Pontifikalamt) in St. Ulrich und Afra; Votivmesse zum Hl. Geist; *Zelevation und Predigt: S. Em. Kurt Kardinal Koch*
18:00 h Abendessen
19:30 h Papst Benedikt XVI. zur Glaubensweitergabe Inspiration und Aufbruch; S. Em. Kurt Kardinal Koch

Dienstag, 3. September 2024 Papst Gregor der Große

- 07:30 h Hl. Messe im Haus St. Ulrich
09:30 h Die marianische Perspektive für das Bekenntnis des Glaubens
Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann
11:00 h Können wir an die Wunder Jesu glauben?
Prof. Dr. Marius Reiser
12:30 h Mittagessen
15:00 h Hans Urs von Balthasar – Impulse für die Glaubensweitergabe
Prof. Dr. Dr. Manfred Lochbrunner
17:00 h Das Konzil von Nicaea, Schwierigkeit mit der Umsetzung der Beschlüsse im Hinblick auf die Glaubensweitergabe.
Parallelen zu heute; *Prof. Dr. Johannes Grohe*
18:00 h Abendessen
19:30 h Die Ökumene der Märtyrer, Perspektiven im Nationalsozialismus
Prälat Prof. Dr. Helmut Moll

Mittwoch, 4. September 2024

spiritueller Tag – geistliche Begleitung
Pfr. Wolfgang Tschuschke

- 08:00 h Abfahrt nach Maria Vesperbild
09:00 h Begrüßung und spirituelle Kirchenführung in Maria Vesperbild
Msgr. Erwin Reichart
Kreuzweg, Besuch der Lourdesgrotte

- 12:00 h Abfahrt nach Marienfried
12:45 h Mittagessen in Marienfried
ab 14 h Beichtgelegenheit
15:00 h Hl. Messe zu Ehren der Muttergottes, der Mutter der Kirche
Zelevation und Predigt: Rektor Georg Alois Oblinger
16:00 h Möglichkeit zu Kaffee und Kuchen
17:00 h Der heilige Bischof Paulinus – Treue zum Glauben oder zum Kaiser;
Rektor Georg Alois Oblinger
18:00 h Abendessen in Marienfried
19:00 h Rückfahrt nach Augsburg

Donnerstag, 5. September 2024 Mutter Teresa

- 08:30 h Der Glaube – ein Geschenk zum Weitergeben
Sr. M. Thekla Hofer, Schulschwester von ULF Auerbach
09:45 h Das Zweite Vatikanische Konzil – ein Pastoralkonzil auf dem Fundament der unveränderbaren Glaubenslehre
Dr. Peter C. Düren
11:00 h Hl. Messe zum Abschluss der Tagung in St. Ulrich und Afra
12:00 h Mittagessen und Heimfahrt

Änderungen im Programm sind möglich, Ergänzungen werden mitgeteilt.
Geistliche, die während der Akademie konzelebrieren möchten, werden gebeten, Albe und Stola mitzubringen.

Alle Informationen unter www.ik-augsburg.de/htm/sommerakademie.html

Preise für Verpflegung und Bus pro Person und Tagungsbeitrag

- Mo 02.09. 14,50 € – Abendessen
Di 03.09. 17,50 € – Mittagessen
Di 03.09. 14,50 € – Abendessen
Mi 04.09. 16,90 € – Mittagessen (Büffet in Marienfried)
Mi 04.09. 14,90 € – Abendessen (in Marienfried)
Do 05.09. 17,50 € – Mittagessen
Bus 04.09. 25,00 € – Busfahrt

50,00 € – Tagungsbeitrag für eine Einzelperson
80,00 € – Tagungsbeitrag für ein Ehepaar

Preise für Übernachtung

- EZ 86 € – pro Nacht/EZ (inkl. Frühstück)
DZ 129 € – pro Nacht/DZ für 2 Personen (inkl. Frühstück)
Tiefgarage 10 € – pro Nacht/Auto

Bitte überweisen Sie die Gesamtkosten auf folgendes Konto:
IK-Augsburg, VR Bank Landsberg-Ammersee e.g.
IBAN: DE28700916000005811520
BIC: GENODEF1DSS
Kennwort: Sommerakademie



„Doch am größten ist die Liebe“ (1Kor13,13)

Von der wahren Liebe

Ein Pilger betrat eines Tages die Stube des Einsiedlers Kyrill und fragte: „Väterchen, was ist die wahre Liebe?“ – „Wahre Liebe“, erwiderte der Mönch, „ist immer die Liebe Gottes oder wenigstens ein Abglanz der sich selbstlos verschenkenden Liebe Gottes.“ Dann lud er den Wanderer ein: „Setze dich doch zu mir, ich werde dir jetzt eine Geschichte erzählen. Dann urteile selbst.“ Und er begann:

Zur Zeit der Großfürstin Katharina lebten in Petersburg zwei Brüder, Gregor und Alexander. Gregor hatte nur wenige Jahre eine Schule besuchen können und führte als Hufschmied ein bescheidenes Leben. Alexander hingegen war nach dem Studium der Rechtswissenschaften ein Staatsanwalt mit großem Einkommen.

Nun fuhr einmal die Frau eines hohen Beamten des Zarenhofes in einer Kutsche an der abgelegenen Hufschmiede vorbei. Plötzlich galoppierten drei verummte Reiter heran, um sie zu überfallen und auszurauben. Als Gregor dies bemerkte, stellte er sich tapfer den Banditen entgegen und verhinderte Schlimmeres. Dankbar versprach ihm die Hofdame, an höchster Stelle ein gutes Wort für ihn einzulegen, wenn er einmal in Not käme. Da geschah es wenige Wochen später, dass Gregors Schmiede abbrannte und er mittellos mit seiner Familie auf der Straße stand.

Etwa zur selben Zeit geriet Alexander in eine politische Verleumdungskampagne. Eine Verbannung nach Sibirien stand unmittelbar bevor. Sein Bruder Gregor erinnerte sich des Versprechens der Frau. Er suchte deren Mann auf und erreichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Begnadigung seines Bruders.

Alexander jedoch rechnete aus persönlicher Eitelkeit diese plötzliche Wendung den eigenen Verdiensten zu. Kurz darauf erfuhr er von der Not Gregors. In einer gönnerhaft angelegten Hilfsaktion sandte er einen Boten zu seinem Bruder und ließ ihm in Anwesenheit vieler Menschen ein Geldsäckchen geben. Beschämt bedankte sich Gregor und zog sich sofort zurück. Im Kreise seiner Familie entnahm er dann dem Geldsäckchen eine bescheidene Geldsumme.

„Was meinst du?“ fragte Kyrill seinen Besucher. „Wer von beiden besaß die wahre Liebe?“

Liebe von Seele zu Seele

Die Entfaltung wahren Menschseins wird ohne wahre Liebe nicht gelingen. Überprüfe daher immer, ob in deinem Handeln der wahre Wesenskern der Liebe wirksam ist oder nur eine Scheinliebe. Echte Liebe drängt nach schenkender Ausstrahlung. Wahre Liebe bemüht sich darum, Egoismus, Selbstbespiegelung, Eigennutz, Besitzdenken oder Erwartung auf Dankbarkeit und Lohn bedeutungslos werden zu lassen. Ehrliche und wahre Liebe, die echte Liebe von Seele zu Seele, leuchtet auf, bleibt stark und bewährt sich, selbst wenn sie tiefe Verletzungen erfährt und wenn keine Gegenliebe zu spüren oder zu erwarten ist. Wahre Liebe kann im Verborgenen bleiben und wirken, ohne dass andere jemals von ihrem Ursprung erfahren.

Ohne Liebe verkrustet das Menschsein

Liebe liefert den unverzichtbaren Grundimpuls menschlichen Reifens. Sie ist der Nährboden seiner seelischen und geistigen Entfaltung. „Liebe verausgabt sich nicht“, schreibt Antoine de Saint-Exupéry. „Je mehr du gibst, desto mehr bleibt in dir.“ Du findest in ihr jene geheimnisvolle Kraft, die dich umso reicher macht, je mehr du sie verschenkst.

Im Bemühen, selbstlos Liebe zu schenken, sprengst du das Korsett deines einengenden Selbstbezugs. Dies muss geschehen, damit deiner persönlichen Reifung der Durchbruch zur Selbstlosigkeit gelingt. Auf der anderen Seite gewinnt der durch deine Liebe Beschenkte Kräfte, mit denen er die Fesseln seiner kreatürlichen Hilflosigkeit zu sprengen vermag. So dient die Liebe dem schenkenden Ich wie dem empfangenden Du. Beiden verhilft sie zur jeweils eigenen Entfaltung, Festigung und Reifung ihrer Persönlichkeit. Ohne Liebe dagegen verkümmert und verkrustet das wahre Menschsein.

Gott – Urquell der Güte

Wahre, edle und unergründliche tiefe Liebe hat ihren Ursprung immer in Gott. „Deus caritas est.“ Nur wenn du Gott aus glaubendem, von Hoffnung belebtem und vertrauensvollem Herzen liebst, wird es dir gelingen, aus diesem Urquell der Güte jene Kräfte zu schöpfen, die du als selbstlose und selbstverleugnende Liebe weiterschenken kannst. Gottes Liebe darfst und sollst du auch alle deine eigenen ungestillten Sehnsüchte anvertrauen, ebenso Seiner Güte und Barmherzigkeit die vielen quälenden Fragen und Zweifel deines menschlichen Schuldigwerdens.

Gebet

Gott, liebender Vater, oft tu ich mir schwer in meinem Bemühen, aus dem Geschenk Deiner Liebe nach Deinem Willen zu leben. Ansätze, sich um wahre Gottes- und Nächstenliebe zu bemühen, machen mich vor den Augen der Menschen zum Außenseiter. Die Welt um mich herum verspottet es als mangelnde Durchsetzungsfähigkeit aus Schwäche. Viele begegnen mir mit Ablehnung und erheben den Vorwurf „Lebensfremd“ zu sein.

Doch in meinem Herzen spüre ich, dass Liebe, die von Dir kommt und zu Dir führt, nur scheinbare Schwäche ist. Sie macht vielmehr froh und gibt mir Stärke, Kraft und Dynamik in den Stürmen meines Lebens. Ich will weiter versuchen, gemeinsam mit meinen Brüdern und Schwestern, den Weg zu gehen in die Ewigkeit bei Dir. Dabei wollen wir uns gegenseitig liebende Geborgenheit, Hilfe, Hoffnung und Ermutigung schenken. Nur so wird der tiefe Sinn Deiner ewigen Liebe wirksam.



Raymund Fobes:

Blühe, wo du von Gott gepflanzt bist

Ein Lichtblick für die Kirche in Deutschland:

Salesianische Pastoral mit kroatischen Jugendlichen in Bayern

„Eine Stunde in der Woche für Gott ist doch wirklich nicht viel ...“ – „Die Beichte erlebe ich als echte Befreiung.“ Man hört selten solche Bekenntnisse in der deutschen Kirche, und noch seltener hört man sie von Jugendlichen.

Immer wieder gab es indessen solche Bekenntnisse zum Glauben, ehrlich und tief, mitten im bayerischen Ingolstadt, bei einem Workshop für Jugendliche aus Kroatien, die hier in der Stadt und Umgebung leben. Liegt das nur an der anderen Mentalität der Kroaten, fragte ich mich als Besucher dieses Workshops, oder kann die Kirche in Deutschland hier etwas lernen, sodass sie endlich aus ihrer Lethargie herauskommt? Kommt die Erneuerung über synodale Diskussionen oder aus gemeinsamem Glauben, aus gemeinsamer Freude an diesem Glauben, dass wir von Gott geliebte Geschöpfe sind? Letzteres war unter den kroatischen Jugendlichen erfahrbar, und sie wunderten sich auch etwas, dass in den deutschen Pfarreien die Gottesdienstbesucher immer weniger werden und man Jugendliche kaum bis nie sieht.

Denn die Jugendlichen kommen nicht aus bloßem Pflichtbewusstsein, sie kommen deswegen, weil ihnen der Sonntagsgottesdienst guttut – und da spielt auch eine Rolle, dass hernach im monatlichen Zyklus eine Begegnung unter den Jugendlichen stattfindet. Das ist im Übrigen gute katholische Tradition, eine Tradition, die bis in die frühe Kirche hineinreicht, wo man sich nach der Eucharistiefeier zu einem Begegnungsmahl zusammensetzte. Fraglos gab es da immer wieder Probleme, wenn Mitfeiernde offenbar beides nicht trennen konnten und das Eucharistische Mahl schon für das Begegnungsmahl hielten; diese Gefahr besteht aber sicher nicht,

wenn die Unterschiede auch von den verantwortlichen Priestern und letztlich allen, die an der liturgischen Feier teilnehmen, deutlich geklärt sind.

Pater Mato Križić, Seelsorger für die Kroaten in Ingolstadt und Don-Bosco-Salesianer, geht diesen Weg sehr gut. Er zeigt, dass das Zentrum des katholischen Glaubens die Verbundenheit mit Gott im Sakrament und im Gebet und der Anbetung ist, aber auch, dass das Miteinander, der Austausch, ebenfalls zum kirchlichen Glauben dazu gehört. Darum kommen gerade auch die Jugendlichen gern zu ihm zur Beichte und dürfen sie als echte Befreiung erleben.

Pater Branko Bendra, Verantwortlicher der Jugendpastoral in Kroatien und Leiter des Workshops erklärte sein Konzept der Jugendseelsorge, das sich stark am Gründer seines Ordens Don Johannes Bosco und am Ordenspatron Franz von Sales orientiert. Don Bosco sei davon überzeugt gewesen, dass Gott mit jedem Menschen einen persönlichen Plan habe. Und in jedem Menschen sei etwas Gutes vorhanden, gerade auch in den Jugendlichen. Diese Qualitäten solle jeder Mensch selbst entdecken, und darum sei in der Seelsorge auch das Zuhören und das gemeinsame Gespräch von großer Bedeutung. Der Plan Gottes mit jedem einzelnen sei dabei wesentlich von der Liebe Gottes getragen. Das zu vermitteln, dass Gott uns Menschen wirklich absolut liebt, ist ganz entscheidend für die Don-Bosco-Pädagogik. Aber dabei darf es nicht stehen bleiben. Die Erfahrung der Liebe Gottes soll dazu führen, dankbar zu werden und aus dieser Dankbarkeit selbst ein Liebender zu werden, Gott und den Nächsten zu lieben.

Diesen absoluten Vorrang der Liebe, die das Maß allen Tuns ist, hat

Don Bosco vom Patron seines Ordens, dem heiligen Franz von Sales übernommen – genauso auch das Entdecken der ganz persönlichen Berufung. Franz von Sales, der gemeinsam mit der heiligen Johanna Franziska von Chantal den Orden der Heimsuchung Mariens gegründet und ihr mit Rat und Tat zur Seite stand, schrieb an Mutter Chantal einmal über eine Mitschwester Péronne-Marie, dass sie in dem Orden, wohin Gott sie verpflanzt hat, „blühe und lange Zeit Frucht trage“. Dieser Satz wurde in der Salesianischen Tradition zu dem Appell „Blühe, wo Gott dich gepflanzt hat!“

Genau diesen Weg ging P. Branko auch mit den Jugendlichen. Anhand einer Pantomime, bei der die Teilnehmer Gegenstände erraten sollten, entdeckten sie, dass es zuweilen schwierig ist, Dinge so wahrzunehmen, wie sie wirklich sind. Daraufhin kamen sie über ihre eigenen Gottesbilder ins Gespräch. Was wurde ihnen von den Eltern vermittelt? Was durch die Pfarrer und Katecheten, was aber auch durch die Umwelt, die ja oft kaum etwas mit Gott zu tun hat? Im Gespräch, im aufeinander Hören sollte sich das Gottesbild festigen. Pater Branko zitierte dazu den früh verstorbenen italienischen Jugendlichen Carlo Acutis, der 2020 seliggesprochen wurde: „Gott will keine Fotokopien, sondern nur Originale.“

Ergebnis der Diskussion war allerdings nicht ein Synkretismus, eine reine Willkürreligion jedes einzelnen, die für gehörige Verwirrungen sorgt. Vielmehr fanden sich schon am Samstagabend zum Abschluss des ersten Tages, alle zur Eucharistiefeier mit anschließender Anbetung zusammen und auch das Angebot der Beichte wurde rege wahrgenommen.

Am Sonntagmorgen kam die Gruppe nochmals zur Eucharistiefeier zu-

sammen und Pater Branko predigte eindringlich über das Bildwort Jesu vom Weinstock und den Reben. Jesus spende uns Leben, wie der Weinstock den Reben die nötigen Nährstoffe. Gott ist wiederum Winzer, der die guten Früchte hegt, pflegt und so wachsen lässt, die schlechten aber abschneidet. An uns Menschen aber ist es, gute Früchte zu sein. Und eben das Band zwischen Gott und den Menschen ist die Liebe, die wir empfangen, aber auch geben sollen.

Stärkung und Wachstum im Glauben – das ist das Ziel der salesianischen Jugendarbeit, so wie es Pater Branko und Pater Mato verwirklichen. Einbezogen sind in die Pastoral immer die ganzen Familien, auch wenn es Zeiten gibt, wo die Jugendlichen allein zusammenkommen.

Aber, so mag man sich fragen: Ist diese kroatische Gemeinde in Deutschland nicht eine abgeschlossene Welt? Da die im Glauben verwurzelten Kroaten und hier die jungen Deutschen, die kaum Zugänge zum Glauben haben. Die kroatischen Jugendlichen machen schon die Erfahrung, dass von vielen jungen Deutschen ihr Glaubensweg nicht verstanden wird. Aber Feindseligkeit erleben sie nicht. Das mag wohl auch daran liegen, dass die Jugendlichen mit Offenheit und Freundlichkeit auf andere zugehen, eben aus der im Glauben erfahrenen Liebe Gottes leben.

Manchmal kommt es vor, so sagt P. Mato, dass auch deutsche Jugendliche zu dem Kreis der jungen Kroaten stoßen. Er lädt sie dann bewusst zum gemütlichen Beisammensein ein. Und das kann auch der Beginn einer tieferen Freundschaft mit Gott werden. Ein kleiner Hoffnungsschimmer, der aber nicht kleingeredet werden sollte. ■



Nach dem Gottesdienst hat Kroatenseelsorger P. Mato Križić immer ein kleines Geschenk für die anwesenden Kinder



P. Branko Nendra: Die Jugendlichen sollen mit ihrer persönlichen Berufung Reben am göttlichen Weinstock sein.



Mit großem Interesse nahmen die Jugendlichen an dem Workshop teil.

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Alexis de Tocqueville Gewohnheiten des Herzens

Sein Großvater wird als Verteidiger Ludwig XVI. hingerichtet, die Eltern überleben die Revolution nur knapp. Alexis de Tocqueville wird 1805 in Paris geboren. Seine Familie gehört zum alten französisch-normannischen Adel.

Schon mit 15 Jahren studiert der junge Mann in Metz Rechtswissenschaften, er wird Richter in Versailles, reist in die USA, um das dortige Gefängniswesen zu studieren, erlangt mit seinem Werk „Über die Demokratie in Amerika“ sofort Weltruhm.

Er wird zu einem Vordenker einer für beide Seiten nützlichen Trennung zwischen Religion und Staat, wie sie Jahrhunderte später auch das Zweite Vatikanische Konzil vertritt. Papst Benedikt XVI. sieht in den diesbezüglichen vatikanischen Dokumenten keine Neuerfindung oder grundlegende Veränderung, sondern Ausdruck für das, was unausgesprochen bereits vorher in der Lehre der Kirche angelegt war. Und der Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde sagt, was Tocqueville schon lange vorweggenommen hat: „Der freiheitlich-säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“

Die Gefährdung des einzelnen Menschen und mit ihm der Demokratie besteht für den französischen Philosophen in dem, was man treffend einen Gouvernantenstaat nennen kann. Den sieht er schon im alten Frankreich, das man, um die Revolution und ihre Folgen zu verstehen, in seinem Grabe befragen müsse. Seine Analyse passt erschreckend in unsere Zeit: Die Staatsverwaltung ist im 18. Jahrhundert sehr zentralisiert, mächtig und außerordentlich tätig. Man sah sie unablässig helfen, verbieten und gestatten. „Sie übte bereits auf tausendfache Weise Einfluss nicht nur im allgemeinen auf die Leitung

der Geschäfte, sondern auch auf das Schicksal der Familien und auf das Privatleben jedes Menschen.“ Die Franzosen werden – so Tocqueville – von der Verwaltung unter Vormundschaft gehalten.

Die Revolution ist dann erstaunlicherweise gerade dort am erfolgreichsten, wo die Menschen am wenigsten von den bekämpften Institutionen bedrückt werden und wird mit geradezu religiösem Eifer vorangetrieben. Am Ende ist die Unterdrückung schlimmer als zuvor.

Und als die alten Institutionen weitgehend zerstört sind, wird auch die Kirche stumm. „Einen Augenblick konnte man glauben, dass sie, wofern man ihr nur ihren Rang und Reichtum beließe, bereit sein würde, ihren eigenen Glauben zu verabschieden. Während die Leugner des Christentums die Stimme erhoben, diejenigen aber, die noch glaubten, in Schweigen verharrten, geschah, was wir in der Folge unter uns so oft gesehen haben, und zwar nicht nur in den Dingen der Religion, sondern auch in allen anderen Fragen.“

Die Menschen, die noch den alten Glauben bewahrten, fürchteten, die einzigen zu sein, die ihm noch treu geblieben waren, und schlossen sich, da sie Vereinsamung mehr als den Irrtum scheuten, der Menge an, ohne zu denken wie sie. Was zunächst bloß die Gesinnung eines Teils der Nation war, schien so die Meinung aller zu sein und hielten nun sogar die für unwiderstehlich, die ihm diesen falschen Anschein gaben.“ So Alexis de Tocqueville vor mehr als dreihundert Jahren in „Der alte Staat und die Revolution“ und doch so zutreffend auch für unsere Zeit.

Der Despotismus kommt für ihn ohne Glauben aus, die Freiheit nicht. Der einzelne Mensch allerdings steht damals und heute einer bevormundenden Macht gegenüber, die daran interessiert ist, ihm ein vorgezeichnetes, bequemes Leben nach eigenen Befindlichkeiten zu ermöglichen. Genau damit aber droht der Bürger seine Mündigkeit und seine Freiheit zu verlieren.



Gegenmittel ist die Religion, weil sie die Sittlichkeit der Bürger garantieren kann, die für einen vernünftigen Gebrauch der Freiheit notwendig ist. Sitten sind für ihn Gewohnheiten des Herzens. Die traut er eher den Frauen als den Männern zu. Die Religion könne den Mann oft nicht von den Versuchungen des Reichtums abhalten, doch sie beherrsche uneingeschränkt die Seele der Frau.

Der Mann, der so viel auf die Frauen hält, gestaltet 1848 die neue französische Verfassung mit, wird 1849 Außenminister, verliert das Amt aber 1851 durch den Staatsstreich Napoleons III.. Alexis de Tocqueville, der die Freiheit eine „Tochter des Christentums“ nennt, stirbt 1859 in Cannes. ■

Hubert Gindert:

„Gesundheit und Psyche in Gefahr“

Zur Eizellspende

So heißt ein Artikel, der zeigt, dass die von der Bundesregierung eingesetzte Kommission eine Liberalisierung der Eizellspende vorschlägt, die nicht den Risiken Rechnung trägt.

Die **Biologin, Humangenetikerin und Sozialethikerin Sigrid Graumann**, Mitglied des deutschen Ethikrates, gibt in einem Interview über die Risiken und Gefährdungen Auskunft. Das Interview führte **Nina Schmedding**. (Katholische Sonntagszeitung für Deutschland, Nr. 16 vom 20./21.4. 24, S.3)

Sigrid Graumann: „Um eine Eizellspende möglich zu machen, bedarf es der Behandlung mit Hormonen zur Stimulation der Eizellen. Diese müssen unter Vollnarkose entnommen werden. Der Eingriff dient nicht der Eizellenspenderin, sondern dem Kinderwunschpaar“ ... „In Ländern, wo die Eizellspende erlaubt ist, betreiben private Firmen Kinderwunschpraxen und Eizellbanken und verdienen viel Geld damit. Die Spenderin bekommt etwa 1000 Euro für ihre Eizellen. Die Frauen, die das machen, überbrücken eine finanzielle Notlage“ ...

Frage: „Arme Frauen spenden ihre Eizellen, damit das gutsituierte Paar sich den Wunsch vom eigenen Kind erfüllen kann?“

Graumann: „Ja, es ist immer ein Wohlstandsgefälle notwendig, damit das funktioniert“.

Auf die Frage: „Bestehen gesundheitliche Risiken für die Spenderin?“

Antwort: „Es kann passieren, dass es

bei der Entnahme zu Blutungen oder Infektionen kommt ... über die Langzeitwirkungen wissen wir noch sehr wenig, z.B., was die Spende für die eigene Fruchtbarkeit der Spenderin bedeutet. Dazu gibt es nur spärliche Daten“ ...

Frage: „Was sind die gesundheitlichen Folgen für Frauen, die die Spende bekommen?“

Antwort: „Sie haben z.B. ein deutlich erhöhtes Risiko für eine Präeklampsie (erhöhter Blutdruck der Schwangeren)“.

Frage: „Es gibt auch eine uneigennützige Spende. Könnte das eine Lösung für Deutschland sein?“

Antwort: „Nein. Wenn man keine Aufwandsentschädigung zahlt, wird kaum eine Frau bereit sein, Eizellen zu spenden“.

Frage: „Kann man im Ausland aussuchen, von wem die Eizellspende kommt?“

Antwort: „Es findet immer Selektion statt, auf die haben die Kinderwunschpaare aber nur begrenzten Einfluss. Dabei spielen ethnische Merkmale eine Rolle ... Eizellen von Frauen nordeuropäischen Typs sind besonders begehrt. Ansonsten durchlaufen die Spenderinnen ... medizinische und psychologische Screenings. Aber das heißt natürlich nicht, dass ein gesundes Kind garantiert wird“.

Frage: „Wie sieht es mit der psychologischen Belastung der Beteiligten aus? Kann die Mutter das Kind, das

genetisch nicht ihr eigenes ist, irgendwann ablehnen?“

Antwort: „Es ist denkbar, dass es solche Probleme geben kann – wobei wir immer nur die Geschichten der glücklichen Eltern kennen“.

Frage: „Wie verkräftet es das Kind, wenn es erfährt, dass es biologisch nicht mit der Mutter verwandt ist?“

Antwort: „Spenderkinder wollen wissen, wer ihre biologischen Eltern sind ... Ob sie noch Geschwisterkinder haben. Es kann zu psychischen Belastungen kommen, wenn sie solche Informationen nicht bekommen können. Gleichzeitig wissen wir, dass es noch schlimmer ist, wenn den Kindern die Spende verheimlicht wird“.

Frage: „Kann man Menschen, die keine Kinder bekommen können, anderweitig in ihrem Kinderwunsch unterstützen?“

Antwort: „Es gibt viele Möglichkeiten, Beziehungen zu Kindern zu haben: Adoption, Pflege, Patenkind“.

Frage: „Der Leidensdruck von kinderlosen Paaren ist offenbar ja sehr groß“.

Antwort: „Das stimmt ... er kann eine schwere Krise auslösen ... Es sind vor allem ältere Frauen, die oft mehrere erfolglose künstliche Befruchtungen hinter sich haben, die die Eizellspende in Anspruch nehmen“.

Rechtfertigen Kinderwünsche solche Risiken für das Kind und für die Frau? ■

Ein Festtag für das Leben in München

Bericht über den „Marsch fürs Leben“ vom 13. April 2024 in München

Dieser überaus erfolgreiche Münchner Marsch 2024 zeigte wieder einmal die gute Zusammenarbeit aller Lebensrechts-Organisationen: Jede profitiert enorm von der vor vier Jahren auf einer gut-besuchten Münchner Veranstaltung spontan generierten Idee, in der bayerischen Hauptstadt einen eigenen Marsch fürs Leben auf die Beine zu stellen.

Mit Silja Fichtner, einer jungen Intellektuellen, fanden sich engagierte Studenten und junge Frauen und Männer zusammen, die – ja man könnte heute nach dem eben veröffentlichten Vatikandokument sagen – für die Dignitas infinita, die unendlich große Würde des menschlichen Lebens, wirklich brennen. Sie sehen es als eine Berufung an, hier innovativ und jugendlich-eigenständig einen immer wieder ungeheuren Einsatz zu zeigen. Und es hat sich ausgezahlt: Dieses Jahr kamen 6000 Teilnehmer, mitgezählt natürlich die

einige hundert Kinder bis 14 Jahre, die bei Polizeiangaben immer unter den Tisch fallen. Dennoch war schon am Samstag-Abend die klare Falschangabe von angeblich viel weniger Leuten in der Presse: Man rechnet die Teilnehmerzahlen herunter und die Gegnerzahlen nach oben. Es waren höchstens 200 -300 brüllende und kreischende Prochoicer, die jedoch in wie immer überlegener Weise von der Münchner Polizei in Schach gehalten wurden.

Ein neues, „hochintelligentes“ Mammut-Transparent der Lebensschutz-Gegner in mehrfacher Ausfertigung am Straßenrand aufgestellt, möchte ich unbedingt gleich hier erwähnen: „**Hundis statt Fundis**“. Die Abtreibungs-Gesellschaft will lieber Hunde anstatt „Fundis“. Wir Fundis, also wir Fundamentalisten, sind ihnen offensichtlich weniger wert als Hunde. Das passt zum Slogan, den wir auch wieder dutzendstimmig zugebrüllt bekamen: „Hätt

Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben.“ Der Inhalt dieser Parole ist brutal, er besagt nämlich, dass es uns bescheuerte Christen nicht gäbe, wenn Christus nicht erst am Kreuz, sondern schon vor der Geburt getötet worden wäre. Das ist ein radikales, modernes „Kreuzige ihn“.

Doch wir ließen uns in sprühender Lebensfreude und vom Himmel bestärkt nicht entmutigen. Der Tag ist wahrlich ein generationenübergreifendes Fest geworden. Überall waren Familien mit Kindern; große und kleinere Gruppen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Studentenalter waren dabei und belagerten die zahlreichen Info-Stände der verschiedenen Lebensrechtsorganisationen. Viele Priester, gerade auch junge, sogar in Soutane, Ordensleute, aber auch Pfarrseelsorger fanden sich mit ihren engagierten Schäfchen ein. Mit 80 bis über 90 Jahren noch auf eine Demo zu gehen, das sahen wir hier! Welch ein tapferer Einsatz!





Ja, es geht um Tod und Leben von Menschen!

Wir Lebensschützer sind die eigentlichen Verteidiger der Vielfalt; jeder Mensch ist willkommen in seiner unendlichen Würde, ob eingeschränkt oder gesund, ob noch winzig, weiblich oder männlich im Mutterleib oder krank und pflegebedürftig im Bett.

Uns geht **Vielfalt vor Einfalt**; jede Organisation von Lebensrechtlern hat ihr Charisma und ihren Fokus im Engagement. Die Eine – wie etwa 1000plus/profemina – ist spezialisiert auf Online-Beratung, mit ungeheuren Zuspruch seit vielen Jahren und die auch diesen Marsch unterstützt hat; die Christdemokraten für das Leben, CDL, sprechen mit Politikern und sind mehr politisch mit Anregungen unterwegs; die ALFA als größte Organisation ist sehr breit aufgestellt mit u.a. Beratung, Prävention, Aufklärung, Medienpräsenz und Einsatz auf Großveranstaltungen; das neugegründete Sundaysforlife präsentiert sonntags in den Innenstädten etwa von Augsburg und Kassel jeweils eine Stunde lang Bilder von Säuglingen und daneben Bilder von getöteten Ungeborenen. Vor allem junge Leute wenden sich hier nicht ab, sondern lassen sich aufrütteln. Das Auge ist oft einsichtiger und barmherziger als der Verstand! Der ungeheure Einsatz der 40 Tage für das Leben-Aktion darf

ebenfalls nicht unterschlagen werden: Zweimal pro Jahr, von Aschermittwoch bis zur Karwoche und dann wieder von Kreuzerhöhung bis Allerheiligen sind von früh bis zum Abend Betergruppen im 2-Stundentakt wechselnd, natürlich angemeldet als Demo, vor Tötungsstätten aktiv. Sie beten! Sonst nichts! Was dies bei jedem Wetter bedeutet an Selbstverleugnung. Ich bewundere die vor allem kroatischen Katholiken und Katholikinnen an der Abtreibungsstätte in Freiham bei München seit Jahren.

Hier mein Appell: Wenn Sie noch etwas aktiver im Lebensschutz werden wollen, dann suchen Sie doch in Ihrem Umkreis nach einer KALEB-Gruppe, nach Aktion Leben, nach 40daysforlife oder einer der erwähnten Gruppen. Die ungeheure Vielfalt der Aufgaben der direkten oder flankierenden Maßnahmen bis hin zu Betern vor Tötungsstätten oder in einer Pfarrei – erfordert auch eine Vielfalt von Lebensschutzgruppen! Jeder findet hier seine Berufung! Gründen Sie doch eine Pro-life-Gruppe in Ihrer Pfarrei! Werden Sie Mitglied in einer Organisation. Auch Beter in Seniorenheimen könnten sich geistlich dem aktiven Lebensschutz anschließen. Ora et labora!

Alle Gruppen, so verschieden ihr Haupttätigkeitsfeld auch ist, stehen eindeutig an der Seite der Frauen in Not und Konflikt, alle stehen sie an der **Seite des von Todesgefahr be-**

drohten, ungeborenen Kindes! Es kann niemals frauenfeindlich sein, eine Mutter behutsam ermutigen zu wollen – und wenn es direkt vor der Klinik ist – ihr Kind nicht zu töten, und ihr alle erdenkliche Hilfe anzubieten. Es kann niemals antifeministisch und ein Verbrechen sein, direkt vor einer Tötungsklinik zu stehen und einfach für Mütter und Kinder zu beten! Nur ein völlig verirrtes Gemüt kann solches behaupten!

Also: **Der Lebensschutz ist vielfältig und bunt in unserem Land**, so bunt wie die ganz verschiedenen Logofarben der mittlerweile zahlreichen Pro-life-Organisationen – und wie die verschiedenen demokratischen Parteien in unserem Land. Jeder Mensch guten Willens ist im aktiven Lebensschutz willkommen!

Wie verlief nun das Fest in München? Schon am Vormittag hatte die Bayern-CDL, Christdemokraten für das Leben, unter ihrer Vorsitzenden Christiane Lambrecht zum Fröhschoppen in den Augustiner-Keller gleich am Hauptbahnhof geladen.

Mehr als 200 Engagierte, auch Familien mit Kindern, waren der Einladung gefolgt. Hauptreferent war Dr.med. Christoph von Ritter mit dem Thema „Kinder sind ein Geschenk – zu ethischen und medizinischen Problemen der Reproduktionsmedizin“. Auch die gesundheitlichen Fragen im Zusammenhang mit Ei-



zellspende und Leihmutterschaft wurden deutlich vor Augen geführt. So ist etwa vielen nicht bekannt, dass die Besteller*innen ankreuzen können, ob sie eine vorgeburtliche Reduktion „make one of two“ ihrer gezeugten Kinder im Leib der Leihmutter wollen. Fetozid ist also bei der Anmietung eines Fremduterus (surrogate uterus) ganz klar inbegriffen. Ebenso Abtreibung bei vorgeburtlicher Feststellung einer möglichen Unregelmäßigkeit oder Behinderung. Dann die Problematik von „bestellt und nicht abgeholt“, die wochenlange Traumatisierung von bestellten Kindern durch Corona-Maßnahmen und Kellerbetreuung von Kindern durch völlig fremde Personen in Krieg und Bombenterror. All dies zeigt die erschütternden Verhältnisse für Säuglinge und Frauen gerade aktuell bei den in der Ukraine agierenden Leihuterus-Agenturen. Nicht nur die Leih“mutterschaft“ sondern auch die vorgeburtliche Untersuchung PID sind immer verbunden mit klarer Selektion von bereits erzeugten Embryonen. Dies führte der Referent überzeugend aus. Jede von Menschen durchgeführte Selektion aber ist unmenschlich und unmoralisch – wie es die Selektion an der Rampe von Auschwitz war! Die DIGITAS INFINITA steht diesem Recht auf Selektion klar entgegen.

Nach einer bayerischen Stärkung auf Einladung der bayerischen CDL im Festsaal dieser weltberühmten

Münchner Traditionsgaststätte ging es nachdenklich, aber in Vorfreude bei strahlender Sonne den Spaziergang hinab zum Königsplatz.

Weithin klang bereits frische Blasmusik; die gelben und blauen Luftballons – in Solidarität mit den ukrainischen Kindern – für das große anrührende Gen-Himmel-Steigen am Schluss der Veranstaltung waren schon vorbereitet und erfreuten sofort alle Kinder und Jugendlichen. Man merkte die zuversichtliche und christenfrohe Stimmung! Überhaupt: Es war ein derartiger Andrang an Menschen, dass der Beginn um 20 Minuten verschoben werden musste, damit alle Anstehenden erst mal durch die Schleusen auf den Platz kommen konnten.

Eine wirklich perfekte große Organisations-Crew auf der Bühne hatte immer alles im Griff. Christian Schumacher, der sympathische, temperamentvolle und burschikose Moderator, riss die Leute mit. Jeder Satz von ihm wirkt authentisch. Kurze, schmissige Musik ohne Text verbindet die Redebeiträge und bringt Abwechslung und Erholung fürs Zuhören.

Erste Rednerin war Birgit Kelle, die bekannte Journalistin und engagierte Familienfrau. Ihr Satz „Sich für Mütter und Kinder einzusetzen, das ist weder rechts noch links, das ist Auftrag unserer Verfassung!“ prägte

sich sofort ein. Auch sie warb wie viele Lebensschützer landauf landab dies tun, für ein andere Sichtweise: Nicht ein „Ach du meine Güte, Sie sind ungeplant schwanger“ sondern ein Handausstrecken mit der Ermutigung: „Wie schön, dass Sie Mutter werden!“ Eigentlich aber wird man nicht erst mit der Geburt Mutter, sondern man ist Mutter des Ungeborenen bereits vorher schon.

Isabel Vaughan-Spruce aus England aber war der absolute Höhepunkt auf dem Königsplatz. Ihr ausführlicher, drastischer Bericht mit den eindrücklichen Aufrufen und Aussagen – in perfekter deutscher Übersetzung für alle auf der Großleinwand mitzulesen – wurde atemlos von den Tausenden vernommen: Eine Frau, die für nichts als stilles Beten, völlig alleine stehend vor einer Abtreibungseinrichtung, bereits dreimal seit 2022 von der Polizei verhaftet wurde, einmal von einer Sechs-Polizisten-Truppe. Jedesmal wurde sie wieder freigesprochen, aber zuerst schon mal eingeschüchtert, in U-Haft genommen, im Streifenwagen abtransportiert, wochenlangen Vernehmungen und Untersuchungen ausgesetzt. Ihr großes Vorbild ist der Heilige Maximilian Kolbe. Sie rief uns zu: „Es reicht nicht aus, dass wir wissen, dass das menschliche Leben mit der Empfängnis beginnt! Was machen wir mit diesem Wissen?! Wir können es uns nicht leisten, diesen Kampf an-





deren zu überlassen!“ Hope, never give up hope. Wie Maximilian Kolbe – und ich möchte für Sie, liebe Leser hinzufügen, wie Pater Rupert Mayer SJ, der Apostel Münchens – war Vaughans Schlusssatz: „Wenn Sie warten, bis der Zeitpunkt gekommen ist, Ihre Stimme zu erheben - dieser Zeitpunkt ist JETZT“. Pater Mayer ging in die NS-Versammlungen und Kirchen und sagte stets: „Ich schweige nicht“.

Um 14 Uhr machte sich der bunte Zug, begleitet von Musik, auf den Weg durch die belebte City über das herrliche Rund des Karolinenplatzes, um nach ca. einer Stunde an Straßencafés und offenen Geschäften vorbei wieder zum Königsplatz zurückzukommen. München zeigte sich an diesem Frühsommertag als quicklebendige, pulsierende Metropole, zu welcher unser Marsch fürs Leben passte wie eine herrliche Blume in einen bunten Blumenstrauß.

Was muss das für ein Anblick gewesen sein von der Rednertribüne aus auf die vielen Tausend Menschen, die aus ganz Bayern bis aus dem Bistum Bamberg und Würzburg gekommen waren. Die großen Werbeanstrengungen hatten sich gelohnt. Nachdem ein Jahr zuvor etwa 4000 Teilnehmer gekommen waren, hat sich die Zahl der Engagierten 2024 nochmal sehr deutlich erhöht. Lassen Sie uns am 3. Mai 2025 auf den Achttausender steigen!

Und wir sahen es ganz klar zum Schluss: Der Lebensschutz ist jung und dynamisch; er ist nicht unterzukriegen – auch aufgrund seines Gottvertrauens! Die seligen und heiligen Schutzpatrone des Münchner Marsches haben ganze Arbeit geleistet. Inbegriff der jungen Aktivistin ist hier die mädchenhaft-frische und unkomplizierte Silja Fichtner, die sich nie in den Vordergrund drängt. Im himmelblauen Rock und rosa-gestreifter Bluse auf dem Podium am Schluss bei ihrem Dank an Alle konnte sie sich wirklich freuen zusammen mit ihrem von Ideen sprühenden Team, dem Verein „Stimme der Stillen e.V.“ Im Hintergrund juristisch perfekt beraten und betreut durch ihren Ehemann Dr. Kilian Fichtner.

Was haben diese jungen Lebensschützer in den vier Jahren alles auf die Beine gestellt: Den Marsch, die Werbung, die Homepage mit all ihren Verlinkungen, die Organisationsbesprechungen mit Stadt und Polizei; es gab Toilettenhäuschen, Kinderschminken, Hunderte von professionellen Plakaten zum Mittragen mit wunderbaren Slogans (z.B. Väter werden durch Liebe zu Helden; Mutterwerden – mehr Frausein geht nicht), Dutzende von jungen Erwachsenen als ehrenamtlichen Helfern; es gab eine professionelle Leitung von der Bühne aus, sehr gutes Timing aller Einzelheiten – bis zum ergreifenden Segen durch Bischof Dr. Rudolf Voderholzer um etwa 16 Uhr: „Hier in

der Türkenstraße, wenige Meter von hier entfernt stand meine Wiege! Ich sehe mich fast, wie ich im Kinderwagen über diesen herrlichen Platz gefahren wurde! Wir lassen es uns nicht nehmen, für das Lebensrecht aller Menschen, für ihre DIGNITAS INFINITA einzutreten und auf die Straße zu gehen. Und wer uns dies verbieten will, der ist ein Feind der Demokratie!“ Und gemeinsam beteten wir ein tausendfaches „Vater-unser-im-Himmel“ und empfingen tiefberührt, viele auf der Wiese knieend, den feierlichen Segen des Bischofs von Regensburg!

Das ist engagiertes Eintreten für die Schwächsten, die Vulnerablen, ohne das schon Vorhandene und kirchlicherseits und staatlicherseits Geleistete kleinreden oder nicht wertschätzen zu wollen.

Aber es braucht auch – vor allem bei den derzeitigen Plänen einer unmoralischen, völlig abgehobenen Regierung – Märsche und Demos für das Leben. Ganz besonders für die am meisten bedrohte Gruppe der ungeborenen Kinder. Ihnen will man den gesetzlichen Schutz fast völlig entziehen und damit Willkür und Bestialität Tür und Tor öffnen.

Dagegen müssen wir als Christen und als Menschen guten Willens aufstehen – immer wieder und ohne Zögern oder Zugeständnisse, wie damals die Widerstandskämpfer und Märtyrer. ■



Ist die Versammlungsfreiheit schon in der Demokratie gefährdet?

Eine kleine Nachbetrachtung zu einer Konferenz in Brüssel

Ideologien machen blind – Blindheit führt zur Orientierungslosigkeit

In Brüssel luden die Edmund Burke Foundation und das Herzl-Institut zum Treffen der National Conservatism Conference ein. Allein die Bezeichnung der Veranstaltung veranlasste den Ortsbürgermeister, die Veranstaltung mit Hilfe der Polizei zu verbieten. Kardinal Gerhard Ludwig Müller war geladen, einen Beitrag zur Diskussion über ein christliches Europa einzubringen. Der Kardinal analysierte das undemokratische Vorgehen des Bürgermeisters, stellte seinen Text in kath.net und gestattete auch die Veröffentlichung im Fels:

Vorhersehbar war die zwangsnötische Reaktion diskursfeindlicher Ideologen auf das Treffen der National Conservatism Conference in Brüssel (17. April 2024), die von der Edmund Burke Foundation und dem Herzl-Institut veranstaltet wurde. Linksfaschistische Aktivisten begrüßten emphatisch den Entzug des Grundrechtes auf Versammlungsfreiheit der zu einem großen Teil jüdischen Veranstalter, Teilnehmer und Redner dieses internationalen und multikulturellen Kongresses.

In ihrem Siegesrausch über die von ihnen als „Rechts“ und „Nazis“ diffamierten mehreren Hundert Besucher

hatten sie allerdings übersehen, dass der zuständige Ortsbürgermeister, der eine rechtswidrige Instrumentalisierung der Polizei zu verantworten hat, sogar aus der sozialistischen Partei geworfen worden ist, weil er – wie Medien berichten – den Genozid an den Armeniern geleugnet haben soll und ihm ein ungeklärtes Verhältnis zu terroristischen Gruppierungen in der Türkei zugeschrieben wird.

Zu meinem Part ist zu sagen, dass ich nicht als Politiker eingeladen war und mich auch keineswegs parteipolitisch geäußert hätte, sondern als Theologe, um mit einem Philosophieprofessor von der University of Cambridge öffentlich über die Idee des christlichen Europa zu diskutieren. Wer in der Wahrnehmung der Wirklichkeit nicht totalitär-ideologisch verblendet ist, sondern die gottebenbildliche Würde des Menschen als Maß und Grenze der Politik anerkennt, der müsste wissen, dass die jüdisch-christliche Tradition Europas das beste Heilmittel ist gegen den Angriff auf die grundlegenden Menschenrechte und das Abgleiten der pluralistischen Demokratien in totalitäre Herrschaftssysteme (vgl. dazu die Studien von Hannah Arendt und des israelischen Historikers Jacob Leib Talmon zur Alternative von liberaler und totalitärer Demokratie).

Der genannte Stadtteilbürgermeister mit seinen linksradikalen Gesinnungsgenossen hat ungewollt den ideologischen Rückfall ins absolutistische Staatsdenken geoffenbart, wenn in einem Anfall von er-

schütternder Selbstironie Brüssel als rechts-Freie Zone ausgerufen wurde. Die zuständigen gerichtlichen Instanzen und viele Repräsentanten europäischer Rechtsstaaten haben seine Aktionen als antidemokratisch verurteilt. Denn der Mandatsträger in einem demokratischen Gemeinwesen ist nicht der Herr und Besitzer seines Territoriums nach dem Prinzip des frühneuzeitlichen Absolutismus, „wessen das Land – dessen ist die Religion/Konfession“ (cuius regio – eius religio), also dass der Inhaber der politischen Macht das Recht habe, den Bürgern wie Untertanen und Leibeigenen sein eigenes Glaubensbekenntnis gewaltsam aufzudrängen. Dem entsprechen heute die faschistischen, nationalsozialistischen, kommunistischen, genderwokistischen (d.h. ehe- und familienfeindlichen) und infantizid-wütigen (d.h. abtreibungswilligen) Ideologen, die allen Bewohnern des von ihnen beherrschten Territoriums vorschreiben wollen, was sie zu denken und was sie zu essen haben oder wie sie sprechen und sich kleiden müssen. Die von ihren fixen Ideen her als Dissidenten gebrandmarkten Mitbürger mit Brandmarkung, Verbannung, Freiheitsberaubung und Vermögensentzug (Sperrung von Bankkonten) bestrafen zu müssen, halten sie sich ebenso berechtigt, wie einst die absolutistischen Herrscher und heute die totalitären Polit- und Meinungsdiktatoren der Gegenwart, wobei deren abgründiger Mangel an Bildung die größte Tortur ist für alle, die sich ihres von Gott gegebenen Verstandes zu bedienen wissen.



Hubert Gindert:

Fünfundsiebzig Jahre Grundgesetz

Aus den Anmerkungen
des Sozialethikers Prof. Dr. Manfred Spieker

Den Ausführungen von Manfred Spieker geht ein Vorspann voraus, der wesentlich ist und verdient festgehalten zu werden.

„In Art. 1, Abs. 2 bekennt sich das Grundgesetz »zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt«. Die Menschenrechte werden also nicht erst durch das Grundgesetz geschaffen. Sie liegen der Verfassung und allem politischen Handeln voraus. Schon ihre Platzierung im Grundgesetz sollte dies zum Ausdruck bringen. Sie stehen am Anfang, mithin vor allen Bestimmungen über die Staatsorgane und ihre Kompetenzen und sie »binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht«, so Art. 1, Abs. 3. Ihre Geltung hängt also nicht mehr vom Gesetzgeber, seinen Aktivitäten und Mehrheiten ab. Sie verpflichten ihn vielmehr, die Freiheitsbereiche zu schützen, die Gegenstand der Grundrechte sind.“

Spieker zieht folgende Bilanz der 75 Jahre Grundgesetz: „Das Grundgesetz ist und bleibt ein Glücksfall der deutschen Verfassungsgeschichte ... Wenn die Bilanz nach 75 Jahren dennoch gemischt ausfällt, so nicht wegen des Textes des Grundgesetzes, sondern wegen der Missachtung der Menschenwürde und des Lebensrechtes in den Reformen des Abtrei-

bungsstrafrechts seit 1974 durch den Gesetzgeber und wegen der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts, das diese Reformen für mit dem Grundgesetz vereinbar erklärte. Das Lebensrecht des Embryos wurde in allen Reformen des § 218 StGB der Verfügungsgewalt der Schwangeren anheim gegeben. Das Bundesverfassungsgericht hat in den entsprechenden Urteilen nicht das Grundgesetz gegen den Gesetzgeber verteidigt, sondern wie ein Notar die Mehrheitsmeinung der Gesellschaft registriert und gebilligt. Das gilt auch für seine Entscheidungen zur gleichgeschlechtlichen Partnerschaft. Die Reform von 1992, die die Abtreibung mit Beratungsschein in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft legalisierte und durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1993 und die anschließende Reform von 1995 nur

**Das Lebensrecht ist
um ein Recht auf
Geburt zu ergänzen**

unwesentlich verändert wurde, nannte der Zivilrechtler Friedrich Wilhelm Bosch »die dunkelste Stunde der deutschen Legislative«. Für den Strafrechtler Herbert Tröndle ist der Staat durch diese Reform zu »einem Komplizen der Tötung verkommen«. Seit der ersten Reform des § 218 StGB vor 50 Jahren sind rund 13 Mio. Kinder im Mutterleib getötet worden. Das statistische Bundesamt veröffentlicht seit 1976 eine Abtreibungstatistik. Allein diese offiziellen Zahlen verzeichnen einschließlich der 1974 eingeführten DDR-Statistik bis zum 30. September 2023 6.556.562 Abtreibungen. Bis zum Ende des ersten Quartals 2024 wird die Zahl 6,6



Prof. Dr. Manfred Spieker, geboren 1943 in München; Studium der Politikwissenschaft, der Geschichte und der Philosophie an den Universitäten Freiburg und Berlin; Diplom in Politikwissenschaft 1968 am Otto Suhr-Institut der Freien Universität Berlin; Promotion 1973 an der Universität München mit der Arbeit »Neomarxismus und Christentum. Zur Problematik des Dialogs«; 1970-1972 Leitender Mitarbeiter im Sekretariat der Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland in München und 1972-1983

1983 bis 2008 Professor für Christliche Sozialwissenschaften im Institut für Katholische Theologie der Universität Osnabrück; 2002-2007 Präsident der Association Internationale pour L'Enseignement Social Chrétien; seit 2012 Consultor des Päpstlichen Rates *Justitia et Pax*.

Mio. überschreiten. Nach plausiblen Schätzungen der Dunkelziffer muss diese Zahl verdoppelt werden, um eine halbwegs realistische Zahl zu erhalten. Angesichts dieses Skandals und der Debatte um ein Menschenrecht auf Abtreibung ist es an der Zeit, das Lebensrecht in Art. 2, Abs. 2 erneut zu ergänzen, diesmal um ein Recht auf Geburt. Dieses Recht liegt, nachdem das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil zu § 218 StGB 1975 selbst die Menschenwürde und das Lebensrechts des Embryos unterstrichen hat, in der Logik seines Lebensrechts.“

Quelle: ALfA Lebensforum
Nr. 149, 1. Quartal 2024, S.7.

**P. Johannes Leppich SJ,
der letzte Volksmissionar**

Wer sich an die 50er und 60er Jahre zurückerinnern kann, der kennt den letzten großen Volksmissionar P. Johannes Leppich SJ. Er bewegte Massen ohne große Hilfsmittel. Auf seinem VW-Kombi sprach er auf öffentlichen Plätzen zu Tausenden. Kirchen hätten diese nicht gefasst.

P. Leppich sprach in einer Sprache, die jeder verstand. Das brachte ihm den Beinamen „Maschinengewehr Gottes“ ein. Es waren die damals aktuellen Ereignisse, die er zum Thema machte. Gelegentliche Zurufe oder Proteste von Zuhörern griff er sofort auf. Am Schluss sammelte er für dringende Anliegen. Das war's noch nicht, denn er warb für seine Ideen und sammelte Leute um sich, um den Kontakt mit ihnen zu halten. Teams entstanden so, die jeden Monat einen Brief bekamen mit einer geistlichen Betrachtung und einem konkreten Auftrag, z.B. in Hotels und sonstigen Übernachtungsstätten kostenlose Bibeln anzubieten. Er überzog das Land mit Netzwerken von Teams, die begeistert arbeiteten.

Das Zweite Vatikanische Konzil

Papst Johannes XIII. (1958-1963) berief das Zweite Vatikanische Konzil mit dem Auftrag zur „Verheutigung“ (aggiornamento) ein. Es wurde nach dessen Tod von Papst Paul VI. (1963-1981) fortgeführt und im Jahr 1965 beendet. P. Mario von Galli SJ berichtete mit bewegenden Kommentaren über die Sitzungen des Konzils im Rundfunk. Darüber wurde weiter von Theologen und Nichttheologen diskutiert. Teilnehmer der Sitzungen hatten den Eindruck von einem Konzil der Sitzungen und einem außerhalb der Aula. Es wurden Hoffnungen geweckt, die sich in den Beschlüssen und Konzilstexten nicht fanden (zu Eucharistie, zu Zölibat, zu Anpassungen an die Welt). Es wurden Hoffnungen geweckt, die nicht erfüllt werden konnten. Weltweit hingen Tausende

Auf dem Prüfstand

von Priestern und Ordensleuten ihr Priestertum an den Nagel.

Das Kirchenvolk erlebte eine Umgestaltung der Eucharistiefiern in der Sprache, die so nicht vorgesehen war, und vor allem bei Kirchenneubauten, neben dem allgemeinen Volksaltar und der Verlegung des Tabernakels etc., kahle Kirchen ohne Bilder und Statuen in denen sie sich nicht wohlfühlen, weil sie darin eine allgemeine Entsakralisierung fühlten.

Widerstand regte sich auch in Form von Zeitschriften, z.B. die Gründung des „Fels“ von Pater Gerhard Hermes und in Vereinigungen für Kirche und Papst.

In den neu geschaffenen Laiengremien (Pfarrgemeinderat, Diözesanrat, ZdK) und in schon bisherigen katholischen Vereinigungen war nicht das vorherrschende Thema die Neuevangelisierung und Ausrichtung am Wort und der Haltung Jesu, sondern welche Rechte den Laien in der Kirche zustehen.

Kirchenvolksbegehren

Der Same des Kirchenvolksbegehrens ging auf 1994/1995 in den sogenannten Kirchenvolksbegehren in den deutschsprachigen Ländern Österreich, Deutschland und der Schweiz.

Die Forderungen der Kirchenvolksbegehren (KVB) wurden durch die modernen Publikationsmittel Tageszeitungen, Radio und Fernsehen in alle Haushalte transportiert. In

„Publik-Forum – Zeitung kritischer Christen“ Nr. 2 vom 26. Januar 1996 finden sich in einem 40seitigen Dossier die fünf Hauptforderungen der Kirchenvolksbegehren:

- Aufbau einer geschwisterlichen Kirche
- Volle Gleichberechtigung der Frauen
- Freie Wahl zwischen zölibatärer und nichtzölibatärer Lebensform
- Positive Bewertung der Sexualität als wichtiger Teil des von Gott geschaffenen und bejahten Menschen
- Frohbotschaft statt Drohbotschaft.

Den Gehorsam gegenüber der Universalkirche sahen die KVBler als eigentliches Problem, was mit folgenden Worten zum Ausdruck kommt. (S. 16): „So wird der Gehorsam gegenüber Rom zum eigentlichen Problem für einen Dialog zwischen einem demokratisch, freiheitlich gesinnten Kirchenvolk und einer hierarchischen, diktatorisch strukturierten Kirchenführung. Der Wert dieses Kadavergehorsams muss vom Kirchenvolk öffentlich infrage gestellt werden und gleichzeitig seine Problematik in Bezug auf Dialogmöglichkeiten bewusst gemacht werden“.

Es gab gegen das KVB zwei Initiativen: Einmal eine deutschlandweite Flugblattaktion mit einer Stellungnahme zu den fünf Forderungen auf der Basis des Katechismus der katholischen Kirche (KKK) und eine Unterschriftenaktion.

Die Stellungnahme mit den Flugblättern führte dazu, dass in Österreich und Deutschland 20 Initiativkreise katholischer Laien und Priester entstanden. Aus ihnen ging später das „Forum Deutscher Katholiken“ hervor, das 20 Kongresse „Freude am Glauben“ organisierte.

Die Initiatoren der Flugblattaktion baten nach dem KVB in Österreich (rund 500.000 Unterschriften) alle deutschen Diözesanbischöfe um ein Hirtenwort, damit die Gläubigen nicht ins Messer der KVB liefen. Es geschah nichts. Rund 1,5 Mio. Katholiken unterschrieben die Forderungen der KVB. Hinzu kamen rund 300.000 Unterschriften von Protestanten. Das KVB war eine Masseninitiative, die den religiösen Ungehorsam unter den Katholiken verbreitete. Die Gesinnung der KVB

findet sich in der Mehrheitsfraktion der Teilnehmer des „Synodalen Prozesses“, die ihre Beschlüsse mit 80-85% fassen. Der Unterschied zum KVB besteht m.E. darin, dass die Bischöfe in der großen Mehrzahl diese Beschlüsse mittragen. Dieser Weg war vorgezeichnet, als die Diözesanbischöfe am 31. August 2019 den alternativen Satzungsentwurf, den Kardinal Woelki und Bischof Voderholzer erarbeitet und vorgestellt hatten, ablehnten. „Er hatte das Ziel, die Anliegen aus dem Brief von Papst Franziskus vom 29. Juni 2019 umzusetzen und das Thema Neuevangelisierung in den Mittelpunkt zu stellen“ (Kirchenzeitung Nr. 13 vom 30./31. März 2024).

Gelang es der Kirchenvolksbewegung 1995 eine Massendemonstration zu organisieren, so ist das mit den synodalen Beschlüssen nicht der Fall gewesen. Die „Gläubigen“ lösen ihre Probleme in der Weise, dass sie sich vom Glauben der Kirche das aneignen, was ihnen entspricht. Das Ergebnis der Kirchenvolksuntersuchung (KVV) vom November 2023 belegt, dass sich nur rund 4% der Katholiken als gläubig und kirchenverbunden bezeichnen. Ist die katholische Kirche in Deutschland am Ende? Nein! Die Kirche geht den Weg, der ihr von Joseph Ratzinger und anderen vorhergesagt wurde: Sie ist auf dem Weg zu einer kleinen Herde. Wenn sie sich im Glauben gestärkt und stabilisiert hat, wird sie wieder Neumitglieder gewinnen.

Hubert Gindert

ZUR SITUATION DES SYNODALEN PROZESSES

„Beide Seiten wahren ihr Gesicht“

Der 2019 gestartete „Synodale Prozess“ geht weiter. Am 22. März 2024 trafen sich die Bischöfe Bätzing, Meier, Kohlgraf, Overbeck, Gerber, Ackermann mit den Kardinalen Fernandez, Koch, Parolin, Prevost und Roche sowie Erzbischof Iannone in Rom. Die eintägige Begegnung wurde im Kommuniké als positiv und von einer konstruktiven Atmosphäre geprägt bezeichnet,

so KNA im Heinrichsblatt, der Kirchenzeitung für das Erzbistum Bamberg, Nr. 13, 31.03.24, S. 2. Man habe „Differenzen und Übereinstimmung“ in einem „regelmäßigen Austausch zwischen den Vertretern der DBK und dem Heiligen Stuhl über die weitere Arbeit des Synodalen Weges und des Synodalen Ausschusses vereinbart“. Das Komunique hält fest, dass alle weiteren „Formen der Synodalität“ dem Heiligen Stuhl zur Approbation vorgelegt werden müssen. Am 14. und 15. Juni wird sich der Synodale Ausschuss in Mainz zur zweiten Sitzung treffen. Noch vor der Sommerpause ist ein weiteres Treffen zwischen Bischöfen und Vatikanvertretern anberaumt. Wie die KNA Information meldet, haben „beide Seiten – Reformen und Bewahrer ihr Gesicht gewahrt“ und die deutschen Bischöfe hätten „durchaus einen Punktsieg (zu) verbuchen“.

Hubert Gindert

Der Mensch macht sich zum Herrn über das Leben

Die Titelseite der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 12. April 2024 hat auf Seite 1 ein Bild mit einem Embryo. Die Bildunterschrift lautet: „Lange Zeit hat dieses Land und vor allem auch Frauen nichts so sehr polarisiert wie die [Diskussion] zum Schwangerschaftsabbruch“. Man kann auch sagen: zur Abtreibung. Hier die Befürworter einer liberalen Gesetzgebung, dort strikte Lebensschützer.

Der Titelseite sind unter „Ausweitung der Kampfzone“ auf Seite 4/5 drei Artikel angefügt: Das Interview „Der Staat ist verpflichtet Leben zu schützen“, „alte Wunden“ und wie „Abtreibungen in anderen Ländern geregelt sind“. In einem Interview von Frau Margit Hufnagel, AZ, mit dem Mitglied des deutschen Ethikrates Andreas Lob-Hüdepohl wird die Frage um eine Neuregelung der Abtreibung diskutiert. Es geht dabei um den sogenannten Kompromiss der 90er Jahre, der die gesetzeswidrige aber straffreie Abtreibung geregelt hat. Nun versucht die jetzige Bundesregierung die bisherige Abmachung zu ändern. Lob-Hüdepohl sagt in diesem Interview, dass sowohl „im Zusammenhang mit der

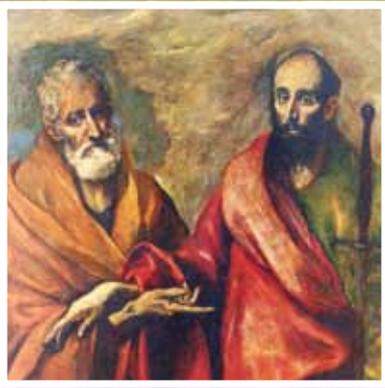
Stammzellforschung und der Forschung an Embryonen es keinen Konsens mehr gäbe, dass das Leben eines Menschen mit der Verschmelzung von Ei und Samen erfolge“. Lob-Hüdepohl weist auf die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen hin, wonach große Debatten geführt würden, wann menschliches Leben beginne. Lob-Hüdepohl meint, „wir müssen das zur Kenntnis nehmen“. Auf die Frage: „Würde sich durch Abschaffung des § 218 in Praxis überhaupt soviel ändern? Immerhin sind Abtreibungen ohnehin straffrei“ antwortet Lob-Hüdepohl: „Die Rechtswidrigkeit signalisiert, dass es beim Embryo um ein hohes schätzenswertes Gut geht ... Zum Anderen müssten Abtreibungen zur Kassenleistung werden, sobald sie legal wären“. Auf die Frage: „Gäbe es einen dritten Weg zwischen beiden Maximalpositionen? Der § 218 ist Teil des StGB, eine Legalisierung wäre also eine echte Kehrtwende“. Dazu meint Lob-Hüdepohl: „Viele strafbewehrte Verbote sind in Deutschland außerhalb des StGB geregelt“. „Wäre das auch in diesem Fall möglich?“ fragt die Interviewerin. Lob-Hüdepohl antwortet darauf: „Deshalb ist es so entscheidend, dass wir uns einig sind, wann das menschliche Leben beginnt. Der Weg für eine liberale Gesetzgebung wird also vorbereitet“.

Hubert Gindert

Foto- und Quellennachweise:

163 Chris Weiher, unsplash; **165, 168** Archiv; **166** Bildlexikon d. Heiligen, Pattloch-Verlag, S.724; **167** Von Benoît Prieur - Eigenes Werk, CCO, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=116264028; **169** Alfons Zimmer, Zeichnung v. B. Funke, Vestischer Kalender 1926, Erlaubnis G. Möllers, Katholikenkomitee Reckl.; **170** Bonifatiuswerk, In: Pfarrbriefservice.de; **172-174** © alle Fotos: Ludger Schmidt - mit Genehmigung der Dombauhütte; **176** Bedney images on freepik; **179** Raymund Fobes; **180** Von Théodore Chassériau - Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=87145391; **181** For example, in the acknowledgements chapter of a book: „Designed by macrovector / Freepik; **182-185** Christina Agerer-Kirchhoff; **186** Designed by macrovector official, Freepik; **192** Bildnachweis: Selige Märtyrer von Dachau e.V.
Quelle Texte: Born: Josef Pieper: Die Anwesenheit des Heiligen, hrsg. von Berthold Wald, topos taschenbuch 1096, Kevelaer 2017. Neuausgabe: Die Dimension des Heiligen zurückgewinnen, hrsg. von Berthold Wald, Neue Kriterien 22, Freiburg 2021.

Titelbildbeschreibung



Die Apostelfürsten von El Greco

Den auf Kreta um 1541 geborenen Maler El Greco, führte sein Lebensweg über Italien nach Spanien, dort starb er 1614. Er gilt als einer der bedeutendsten Maler des Manierismus.

Im Nationalen Kunstmuseum von Barcelona hängt heute das Bild „Petrus und Paulus“. Paulus hält ein Schwert. Er wurde enthauptet. Als Missionar trägt er ein grünes Kleid. Der rote Umhang zeigt, dass er für Christus sein Blut vergießen wird. Seine hohe Stirn weist ihn als gelehrten Schreiber von Briefen aus. Sein energischer Blick lässt ihn als Kämpfer für das Evangelium erscheinen. Der bärtige Petrus trägt einen gelbbraunen Mantel. Er blickt erschöpft, so als fühle er sich am Ende seines irdischen Lebens.

Die rechten Hände der Apostelfürsten liegen wie verkettet übereinander. Hierbei weist Petrus mit seinem Zeigefinger auf Paulus, als wollte er sagen: Auf ihn sollt ihr hören bzw. seine Briefe sollt ihr lesen.

Während sich die Wolken noch bedrohlich über Paulus zusammengezogen haben, lösen sie sich um Petrus bereits auf und es zeigt sich schon der Himmel. Für ihn ist die Zeit der Auflösung nahe.

Beide blicken auf den Bildbetrachter. Sie fordern dazu auf, wie sie bis ans Lebensende missionarisch zu wirken.

In der Eremitage in St. Petersburg hängt eine etwas andere Version dieses Bildes. In dieser weist Paulus auf seine Briefe hin. Dort zeigen die Hände beider keine Beziehung zueinander. Ein Vergleich dieser beiden Bilder zeigt die unterschiedlichen Akzente, die El Greco setzt.

Alois Epple

Pfingstakademie des Kardinal-von-Galen-Kreises



Frischer Wind durch Neuevangelisierung

13. - 15. Juni 2024

im Kloster Maria Engelport, Treis-Karden/Mosel

Donnerstag, 13. Juni

15.30 Eröffnung / Begrüßung

16.00 *Dr. Lothar Rilinger*: Christlicher Humanismus oder atheistischer Transhumanismus. Der Kampf um die zukünftige geistige Grundlage unserer Gesellschaften.

17.30 *Dekan Bernhard Hesse*: Ohne Motor läuft der Karren nicht Gebet als Antriebskraft der Erneuerung

Freitag, 14. Juni

9.30 *Andreas Sauter*: Mut zur Verkündigung – Globale Migration und Gottes Plan: Erfahrungen des Missionswerkes Elijah21

11.00 *Sandra-Maria Lernbecher*: Wie kommen wir ins Gespräch? Dem Glauben Raum geben – Beispiele aus der praktischen Pfarrarbeit im Bistum Augsburg

15.00 *Pfr. Andreas Rose*: Transformation in alten Kirchenmauern – Wie verlassene Kirchenorte moderne Menschen wieder zu Jesus führen könnten

16.30 *Pfr. Dr. Peter Mettler*: „Fiducia supplicans“ – eine Analyse des päpstlichen Schreibens im größeren gesellschaftlichen Kontext

Samstag, 15. Juni

10.00 *Dr. Axel Kunze*: „Wie hältst du's mit der Religion?“ – Gebete, Rituale, Weltreligionen: Zum Umgang mit Religion außerhalb der Religionspädagogik

11.30 *Rudolf Pentzlin*: Der hl. Kardinal Newman und der „zweite Frühling“ in der katholischen Kirche Englands Mitte des 19. Jahrhunderts. Nur ein Strohfeuer oder doch mehr?

Bitte beachten Sie, dass in diesem Jahr erstmals ein anderes Buchungsarrangement gilt als in den vorhergehenden Jahren.

Wer sich zur Teilnahme an der Pfingstakademie anmelden möchte, wende sich bitte ausschließlich an den Kardinal-von-Galen-Kreis. Bitte kontaktieren Sie zwecks Zimmerreservierung nicht das Kloster direkt. Der Kardinal-von-Galen-Kreis übernimmt für Sie die Zimmerreservierungen im Kloster Maria Engelport und auch die Zahlungsabwicklung.

Zu diesem Zweck bieten wir in diesem Jahr Buchungspakete zu einem Pauschalpreis an. Die Preise gelten pro Person. Es besteht die Möglichkeit, den Aufenthalt im Kloster über das Ende der Akademie hinaus auf Sonntag, den 16. Juni 2024, auszudehnen. Dementsprechend stehen folgende Arrangements zur Auswahl:

Paket 1: € 226,00: Aufenthalt im Kloster von Donnerstag, dem 13.06., bis Samstag, den 15.06., d.h. 2 Übernachtungen und 4 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Paket 2: € 324,00: Aufenthalt im Kloster von Donnerstag, dem 13.06., bis Sonntag, den 16.06., d.h. 3 Übernachtungen und 6 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Paket 3: € 90,00: Keine Übernachtung im Kloster, aber Teilnahme an der Akademie und den gemeinsamen Mahlzeiten, d.h. 4 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Die Anmeldung zur Akademie inkl. verbindlicher Buchung eines der oben genannten Pakete muss bis spätestens 2 Wochen vor Beginn der Akademie erfolgen. **Der Anmeldeschluss ist also der 30. Mai 2024.**

Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., Hummertsesch 8, 48282 Emsdetten,
Tel. +49 (0) 2572-9607392, E-Mail: kvgk@kvgk.de

Die Zahlung der jeweils gebuchten Pakete erfolgt an den Kardinal-von-Galen-Kreis. Die Gesamtsumme muss **VOR** Beginn der Akademie, also bis spätestens zum 12. Juni 2024, auf folgendes Konto überwiesen werden:

Kontoinhaber Kardinal-von Galen-Kreis, Reinhard Dörner, Bank: DaKa Münster
IBAN: DE 08 400 602 650 015 233 800 BIC: GENODEM1DKM

Ausführliche Informationen u.a. zur Anreise, Check-In, Anmeldung vor Ort, Mahlzeiten, Liturgischer Tagesablauf finden Sie unter: www.kvgk.de/programm.php
Programmänderungen vorbehalten.

Veranstaltungen

Gebetsstätte

Marienfried

Alle Termine finden Sie unter:
www.marienfried.de
Marienfriedstr. 62,
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth
Telefon 07302-9227-0
mail@marienfried.de



Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juni 2024

FÜR MIGRANTEN, DIE IHRE
HEIMAT VERLASSEN MUSSTEN

Wir beten, dass Migranten, die vor Krieg oder Hunger fliehen und zu einer Reise voller Gefahren und Gewalt gezwungen sind, in ihren Aufnahmeländern Akzeptanz und neue Lebenschancen finden mögen.

Maria Vesperbild

Fatimatage

Fatimapilgertage an jedem 13. eines Monats, 7:30 / 8:30 Uhr hl. Messopfer • 9.30 Uhr Auss. des Allerheiligsten, Ro.kranz, sakr. Segen • 10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt • 11.15 Uhr: Erneuerung der Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens • 11.30 Uhr: Weihe von Andachtsgegenständen in der Anbetungskapelle • 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beichtgel. • 15.00 Uhr: Fatimagebetsstunde • 18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen • 19.15 Uhr: Hl. Messopfer



Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Nachruf

Prof. Dr. Reinhold Ortner

(verstorben am 11.03.2024) erwarb sich umfangreiche Kenntnisse in der Pädagogik und Psychologie und verstand es, im Schuldienst Theorie und Praxis in gelungener Weise zu vereinen. Er wurde 1972 auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für das Fach Grundschuldidaktik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg berufen und lehrte dort bis zu seiner Emeritierung 1999. Er engagierte sich stark in der Lehrerbildung. Seit 2000 lehrte er an der privaten Hochschule Gustav-Siewerth-Akademie und war dort Dekan der Fakultät Philosophie, Philosophie der Naturwissenschaften, Soziologie und Journalistik. Er war der Monatschrift „Der FELS“ sehr verbunden. Die Redaktion durfte viele Beiträge aus dem reichen Schatz seiner Pädagogik und Lebenserfahrung abdrucken. Seine Beiträge lassen eine überzeugende katholische Haltung erkennen.

Die Redaktion bleibt Prof. Dr. Reinhold Ortner mit Dank und im Gebet verbunden.

Spendenaufruf

DER
FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Christina Agerer-Kirchhoff
Schneider-Ulrich-Weg 4
80999 München
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prälat Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- Klemens Hogen-Ostlender
St.-Sebastianus-Straße 11
59955 Winterberg
- Heinrich Wiedeke
Fuchsweg 2
52428 Jülich
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöller
Karlst. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

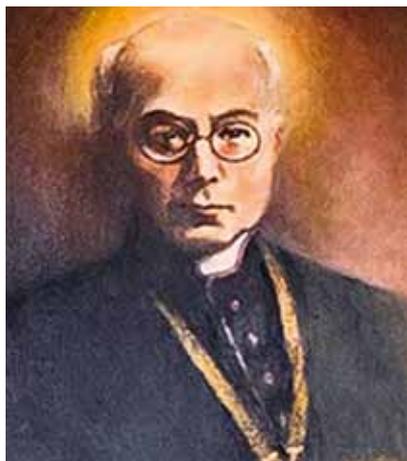
IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Auf Befehl Heydrichs „entsorgt“

Sechs Tage nach dem Beginn des Kriegs gegen Polen, am 6. September 1939, gab Reinhard Heydrich den Befehl zur „Intelligenzaktion“. Der Chef des Reichssicherheitshauptamts ordnete an, die führenden Schichten der polnischen Bevölkerung sollten „so weit wie möglich entsorgt werden“. In Lublin, im Grenzgebiet zwischen dem deutsch und dem russisch besetzten Bereich Polens, fielen diesem Befehl rund 2000 Menschen zum Opfer. Einer von ihnen war Antoni Zawistowski, der am 10. Oktober 1882 im ebenfalls ostpolnischen Dorf Swieck-Strumiany zur Welt gekommen war.

Nach dem Schulbesuch trat er 1899 in das Priesterseminar in Lublin ein, studierte an der Heilig-Geist-Akademie in Sankt Petersburg und empfing dort 1906 die Priesterweihe. Er wurde nach dem Abschluss des Theologiestudiums Vikar in Lublin sowie Professor am Seminar der Stadt und erhielt den Ehrentitel Kanoniker. Antoni Zawistowski veröffentlichte theologische Bücher, organisierte als

Vizerektor aber auch umfangreiche gemeinnützige und wohltätige Aktivitäten. Er wurde deshalb „Almosenmann“ genannt. Zawistowski war außerdem Seelsorger der Schwestern der Nächstenliebe des Heiligen Vinzenz von Paul im nicht weit entfernten Kazimierzowce.

Im November 1939 verhafteten die deutsche Sicherheitspolizei und Gestapo rund hundert Kleriker aus Lublin, Chelm und anderen Städten der Region. 13 Priester, darunter auch Anton Zawistowski, wurden vor einem deutschen Standgericht angeklagt, bewaffneten Widerstand organisiert zu haben. Alle wurden zum Tod verurteilt, jedoch später zu lebenslanger Haft „begnadigt“. Am 3. Dezember wurde Anton Zawistowski in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. In einer heimlich gefeierten heiligen Messe sagte er dort in der Predigt: „Wir sind hier für den Glauben, die Kirche und das Vaterland. Für diese Anliegen geben wir bewusst das Leben“. Zawistowski strahlte nach Berichten von

Mithäftlinge nimmer innere Ruhe und Ausgeglichenheit aus, die anderen halfen, zu überleben.

Letzte Station seines irdischen Lebens wurde am 14. Dezember das Konzentrationslager Dachau. Dort musste er unzählige Male Folter und alle erdenkliche Art von Qualen ertragen. Trotzdem schaffte er es, mit seinem Glauben und der Liebe zum Nächsten die Mitgefangenen mit dem Wort Gottes zu stärken. Im Hungersommer 1942 musste der von harter, erschöpfender Zwangsarbeit in der Plantage geschwächte Priester ins Lager-„Krankenhaus“ gebracht werden.

Es war ihm nicht gegeben, sich noch einmal zu erholen. Sein irdisches Schicksal erfüllte sich am 4. Juni 1942, dem Hochfest des Leibes und Blutes Christi. Sein Leichnam wurde im Lagerkrematorium verbrannt. Papst Johannes Paul II. sprach Antoni Zawistowski am 13. Juni 1999 in Warschau in einer Gruppe von 108 polnischen Märtyrern des Nationalsozialismus selig.

Klemens Hogen-Ostlender